

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:  
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 5

São Paulo, 27. Juli 1912

IX. Jahrg.

## Volkswirtschaftliche Rundschau

Volkswirtschaftliche Fragen u. Privatinteressen.  
— Der Eingewanderte und sein positiver Patriotismus. — Kaffecmarktlage und neue Ernte. — Li-  
bra Brasileira. — Die Staatspumperci unter Bun-  
deskontrolle. — Paulistaner Präsidentenbotschaft.

Außerordentliche Zeiten erfordern außerordentliche Beachtung; nicht allein die Zeiten der Krise und der Not, sondern auch die der Blüte und des Ueberflusses. Die wirtschaftliche Lage, die finanziellen und materiellen Faktoren haben auf die Interessen des Einzelnen in der Regel einen viel direkteren Einfluß als die politischen. Wer also sein Geschäft und seine Existenz nicht auf Sand, sondern auf festen Grund bauen und auf die Dauer sichern will, der darf diese Vorgänge des Wirtschaftslebens nicht unbeachtet an sich vorübergehen lassen, sondern muß gerade aus ihrer Betrachtung das richtige Urteil für seine privaten Angelegenheiten schöpfen. So kann ein Geschäft, ein Unternehmen gut und rentabel sein, wenn es auf einen bestimmten Zeitlauf im Wirtschaftsleben berechnet ist und rechtzeitig abgebrochen oder verändert wird, wenn dieser Zeitlauf sich ändert. Diese Aenderung dann aber rechtzeitig aus den Tageserscheinungen und den vorausgehenden Anzeichen herauszulesen, ist die Sache des vorsichtigen Geschäftsmannes. Das ist vor allem in diesen neuen, noch unfertigen Ländern der Fall, wo die Epochen des Auf- und Niederganges rascher wechseln und intensivere Unterschiede aufweisen. Viel weniger würden die Opfer der Krisen sein, wenn diese Regeln kluger Geschäftsberechnung beobachtet und den volkswirtschaftlichen Erscheinungen mehr und ruhigere Beobachtung geschenkt würde. Vor allem Zeiten des Aufschwunges machen dies nötig; denn wenn man auf dem Berge steht, kann man leichter herabfallen, als wenn man die gerade Straße des Tales wandert. Und grelle Lichter haben auch tiefe Schatten. Aber nur der, welcher ein solches Zeitbild mit Sorgfalt betrachtet, kann beide, Licht und Schatten, richtig unterscheiden und abschätzen. Eine solche Betrachtung muß zerteilen; aus dem Zeitbild müssen die verschiedenen Faktoren einzeln herausgezogen und für sich in ihrem Einfluß, ihrem Charakter und ihrer Entwicklung betrachtet werden. Das soll in unserer Volkswirtschaftlichen Rundschau geschehen, wo wir die Erscheinungen des materiellen Lebens auf die einfachste Formel zurückzuführen und wo immer möglich auf die nack-

ten Ziffern der arithmetischen Gleichung zu verkürzen versuchen werden.

Man hört in diesen neuen Ländern so oft den Vorwurf gegen die Fremden, daß sie sich um Politik, um Bürgerpflichten, um Wahlen nicht kümmern und statt dessen nur ihren materiellen Interessen, der Begründung und Erhöhung ihres Wohlstandes nachgehen. Die beobachtete Tatsache ist wahr, aber nicht „leider“, sondern „glücklicherweise“ wahr, und deshalb dürfte uns Fremden vernünftigerweise darob kein Vorwurf gemacht, sondern müßte uns ein Lob gespendet werden. Welche Unzukömmlichkeiten es hat, wenn Eingewanderte sich direkt in die Landespolitik mischen, darüber könnten wir aus reicher Erfahrung sprechen und diese Erfahrungen sind überall die gleichen gewesen. Und es ist ein großes Glück für die Eingewanderten, aber ein noch größeres für diese neuen Länder selber, daß die Fremden sich allgemein von den Erfahrungen belehren lassen und dem Grundsatz huldigen, ihrem Geschäft und der Zukunft ihrer Familie zu leben und die Politik den Landeskindern und ihrer heranwachsenden, bodenständigen neuen Generation zu überlassen. So kommt es, daß die Eingewanderten infolge ihrer intensiven geschäftlichen Wirksamkeit im Wirtschaftsleben der neuen Länder, in Handel, Industrie, Landbau etc. weit- aus die wichtigste Rolle spielen und die eigentlichen Triebfedern des Fortschritts sind, daraus allerdings auch ihre materiellen Vorteile ziehen und sich zum Wohlstand bringen. Aber gerade diese fast ausschließliche Verlegung des Fremden auf das Geschäftsleben müßte ihnen vom Eingeborenen als eine Betätigung des schönsten, solidesten Patriotismus anerkannt und nicht als materialistischer Eigennutz gedeutet werden. Denn diese wirtschaftliche Tätigkeit des Fremden ist es ja vor allem, welche diese Länder wirklich reich macht und den Einheimischen nicht allein in den fett bezahlten Aemtern, sondern noch mehr in der Höherbewertung seiner Ländereien selber zu Reichtum bringt. Und was ist soliderer Patriotismus, als sich selber dem Geschäfte, dem Erwerbe, der positiven Arbeit widmen, um seinen eigenen Kindern eine gesicherte Position und eine solide Ausbildung zu ermöglichen, damit alsdann diese als vollwertige Bürger des neuen Landes diesem in allen Sphären dienen und auch gerade zur Gesundung und Zivilisierung der politischen Verhältnisse um so kräftiger mitwirken können, gestützt auf ihre Bildung, ihre

materielle Position und ihren gesellschaftlichen Einfluß?

Der Vater baut den Kindern Häuser und diese können alsdann ein reiches, glückliches, wohlregiertes Vaterland bauen helfen. Das ist der Patriotismus der Fremden, nicht der der schönen Phrase, sondern der der erfolgreichen Tat. Allerdings ist dabei die eine Voraussetzung nötig: Der Erwerb des eingewanderten Vaters darf ihn nicht zum verkücherten Geizhals machen, sondern muß immer das hohe ideale Ziel vor sich haben: nur Mittel zu sein, sich eine glückliche Familie und dem Lande nützliche Söhne heranzuziehen. Wir haben hier eine Teilung der Kulturarbeit, die aus den Verhältnissen sich notwendigerweise ergibt, tatsächlich aber ihre bedeutenden Vorteile für alle hat. Wie wohl dabei die echte Vaterlandsliebe gedeiht, das dokumentiert ja in der allerdeutlichsten Weise die große Anhänglichkeit, welche für ihr Geburtsland alle hier geborenen und hier auferzogenen Kinder der Eingewanderten hegen, so daß sie nur in den allerseltensten Fällen sich dazu entschließen können, mit ihren Eltern ins alte Vaterland zu gehen und dort sich dauernd niederzulassen. Wenn wir also auch in den Spalten unseres Blattes den wirtschaftlichen Angelegenheiten mehr Beachtung schenken, als den rein politischen, so wissen nun unsere Leser, warum dieses geschieht und daß wir glauben, gerade darnach den besten und solidesten Patriotismus für unser Adoptivvaterland betätigen zu helfen.

\* \* \*

In unserem Staate ruht die ganze finanzielle und wirtschaftliche Situation fast ausschließlich auf dem einen Landesprodukt, dem Kaffee. Das ist zwar eine einfache und bequeme, aber zugleich auch eine gefährliche Lage. Die Geschichte des letzten Jahrzehnts hat es deutlich bewiesen. Und diese Gefahr ist um so ernster, da die Prosperität der letzten Jahre in der Hauptsache nur einer künstlichen Marktgestaltung durch das Valorisationsgesetz zu verdanken ist. Indessen hält die Wirkung desselben noch an und wird auch in diesem neuen Exportjahr noch fort dauern, gestützt auf die hinter dem Konsum- und Marktbedürfnis zurückbleibende neue Ernte.

Die Ernte und das neue Exportjahr hat mit dem laufenden Monat begonnen. Die Situation des Artikels läßt sich in einigen Ziffern am deutlichsten kennzeichnen. Die Weltproduktion an Kaffee, welche in 1906/7 fast 24 Millionen Sack erreichte, hat seitdem wellenförmige Schwankungen durchgemacht, ist zweimal, in 1907/8 und in 1910/11, auf 14,5 Millionen gefallen, dann wieder in 1909/10 auf über 19 Millionen angestiegen und dürfte nach einer mäßigen letzten Ernte in 1912/13 wiederum ungefähr das Quantum von 1909/10 erreichen. Indessen hat sich aber auch der Weltkonsum an Kaffee, wenn auch nur langsam, so doch ziemlich stetig gehoben von 17 Millionen Sack in 1906/7 auf 18,25 Millionen in 1908/9 und 1909/10 und wird jetzt, nach einer Abschwächung, für nächstes Jahr wiederum auf 19 Millionen veranschlagt. Durch die zeitweise Abschwächung der Produktion und die Zunahme des Konsums sind die Vorräte, die in 1909/10 sogar auf 16,5 Millionen angeschwollen waren, jetzt auf einige 4 Millionen Sack zusammengeschmolzen. Wie sich hieraus ergibt, liegt die Stärke der Marktlage heute wesentlich in den geringen Vorräten und da, wie gesagt, die neue Ernte den Konsum des gleichen Jahres kaum übersteigen dürfte, so ist ziemliche Zuversicht vorhanden, daß die günstige Preislage von heute noch weiter andauern wird. Werden von den Anhängern der Baisse auch verschiedene Umstände für eine Preisabschwächung ins Feld

geführt, so vor allem die Zunahme der Surrogate und das Gespenst eines nordamerikanischen Kaffeezolls, so fällt auf der anderen Seite vor allem die gute Position unserer Kaffeeproduzenten und die tüchtige, zweckentsprechende Organisation unseres Kaffeehandels ins Gewicht. Erst kürzlich ist in Santos eine Kommission der großen nordamerikanischen Kaffeebrenner erschienen, um sich die Verhältnisse in unserem Kaffeestaat par excellence und die Organisation unseres Exporthandels persönlich anzusehen. Mit Staunen haben sie die großen Lageräume betrachtet und dort einen wohl- und sicher verwahrten Stock von über 1 Million Sack getroffen. Dann besuchten sie die Fazendas, wo sie sich überzeugten, daß unsere Kaffeeproduzenten heute nicht mehr die armen, bedrängten Leute sind, die mit zitternder Ungeduld auf einen warten, der ihnen zu billigem Preise ihren Kaffee abnimmt, damit sie nur ihre Arbeiter und ihre Gläubiger befriedigen können. Denn heute fehlt den Fazendeiros weder Geld noch Kredit, da sie heute auf Warrants genügend Geld zu mäßigen Zinsen erhalten und so mit Muße, wenn nötig, die bessere Marktlage abwarten könnten. So hat sich, wie in so vielen anderen Ländern, auch hier die agrarische Organisation als ein außerordentlich wirksames Kampfmittel in der Verteidigung der Landesprodukte gegen die Schäden der Ueberproduktion und die ausbeuterische Spekulation erwiesen und einmal von dieser Nützlichkeit überzeugt, wird dieser Zusammenschluß auch noch andauern, auch wenn die Staatsaktion nicht mehr in dem Maße und mit den grossen Mitteln mitwirkt, wie sie solche zur Rettungsaktion in der äußersten Bedrängnis aufgeboden hat und mit so großem Erfolge. Während im großen Erntejahre 1909/10 der Preis für 10 Kilo Typ 7 in Santos von 3\$700 bis 4\$400 sich bewegte, hob er sich bereits in 1911 auf 7\$400 und im laufenden Jahre bis 7\$800, nachdem er im November 1911 sogar mit spekulativen Mitteln vorübergehend bis 8\$400 getrieben worden war. So hat unsere letzte Exportsaison im Monat Juni noch mit Preisen von 8\$200 bis 8\$500 für Typ 4 und mit 7\$500 bis 7\$800 für Typ 7 abgeschlossen.

Obwohl bei Beginn der neuen Ernte auch dieses Mal wieder die Baisse mit verschiedenen Mitteln zu operieren begann und hierbei von der Finanz mit entsprechendem Druck auf den Wechselkurs unterstützt wird, so hat sich bis jetzt an den genannten Preissätzen noch nichts geändert, höchstens in den letzten Tagen eine abflauende Stimmung sich bemerkbar gemacht, die es aber kaum zu wesentlichen positiven Erfolgen bringen dürfte.

So ist die Lage unseres maßgebenden Produktes nach wie vor eine gesicherte und damit auch das Andauern unserer Hausse-Situation vorderhand noch garantiert.

\* \* \*

Auf dem Gebiete der National- und Staatsfinanzen tauchten in letzter Zeit zwei Vorschläge auf, welche eingehender die öffentliche Meinung beschäftigten: nämlich der Vorschlag, eine „libra brasileira“ zu schaffen und das Projekt Sá Freire, die auswärtigen Anleihen der einzelnen Staaten unter Bundeskontrolle zu stellen. Beides finanzpolitische Tagesfragen aktuellsten Interesses. Bedeutet doch die erstere gleichsam die dauernde plastische Formierung unseres Konversionsgesetzes mit dem festgelegten Wert der Landesmünze, die allein die sichere Grundlage bot, auf welcher sich der neue wirtschaftliche Aufschwung des Landes und speziell unseres Staates vollziehen konnte. Die zweite Anregung fußt auf dem gesunden Grundsatz: Der kluge Mann baut vor und deckt den Brunnen zu, bevor das

Kind hineingefallen ist; sie soll eine Einzäunungsmauer ziehen, um das in allen Ecken und Winkeln und allen Kreisen heute entfachte überschwengliche Unternehmungs- und Verschwendungsfieber einzudämmen. Sobald diese Vorschläge greifbarere Gestalt angenommen haben, werden wir an dieser Stelle näher auf sie eintreten.

Auch die Botschaft unseres Staatspräsidenten, Dr. Rodrigues Alves, wurde wie ein Ereignis auf dem Gebiete der Finanzwirtschaft behandelt. Um aber wirklich als solches eingeschätzt zu werden, hätte sie uns positivere Angaben auf der Grundlage einer vollständigen Bilanz des Staatshaushaltes bieten müssen. Das ist bekanntlich in keiner Weise geschehen. Der laute Beifall, den das Dokument gefunden hat, rührt offenbar mehr aus seinen günstigen Informationen über den Kernpunkt unserer Finanzsituation, über die Kaffeewertung, und aus ihrer energischen Verteidigung durch den Verfasser der Botschaft her. Im übrigen gibt uns der Präsident eine Reihe von zutreffenden Randbemerkungen über die finanziellen und wirtschaftlichen Probleme, welche Sätze ganz besonders dann sehr zu begrüßen sind, wenn sie auch zu Leitmotiven für die Praxis der künftigen Finanzpolitik und Verwaltung unseres neuen Staatsoberhauptes werden.

## Wochenschau.

Die Weltgeschichte geht langsamen Ganges. Es geschieht nichts Großes und die Kleinigkeiten sind nicht der Meldung wert. — Das Interesse der Welt konzentrierte sich in dieser Woche hauptsächlich auf die Greuel von Putamayo. An diesem Fluß hat ein großes englisches Syndikat von der peruanischen Regierung große Gummiewaldungen gepachtet, die es ausbeutet. Dieses Syndikat arbeitet schon seit Jahren, aber man hat von ihm bisher fast gar nichts gehört. Man wußte wohl, daß es mit Farbigem arbeitet, daß es gute Geschäfte macht und gute Gewinne abwirft, etwas Näheres erfuhr man aber erst in der letzten Zeit und was man hörte, das war nicht schön. Man glaubte Kapitel aus der Danteschen Hölle zu lesen, als man erfuhr, wie die eingeborenen Arbeiter von ihren Aufsehern behandelt werden. — Ueber die Greuel selbst haben wir schon vor Wochen im lokalen Teil berichtet und jetzt können wir uns darauf beschränken, über die Aufnahme der Tarennachrichten von Seiten der großen Presse und über die Stellungnahme der einzelnen Regierungen zu dieser Sache zu berichten. Die Presse nahm die Gummigewinner sehr scharf aufs Korn, aber in den Einzelheiten gingen die Blätter verschiedener Richtungen weit auseinander. So glaubte die ultramontane Berliner „Germania“ die traurige Geschichte gegen das „protestantische“ England ausschlagen zu müssen. Sie konstatierte mit sichtlichem Behagen, daß die protestantischen Engländer, die seinerzeit über die „katholischen“ Belgier am Kongo die schrecklichsten Dinge erzählt, selbst etwas Ähnliches begangen haben. Das Blatt ging so weit, zu behaupten, daß das „katholische“ Belgien von den Engländern verleumdet worden sei: die Belgier hätten am Kongo, wo sie nachweislich wie wahre Bestien hausten, „zivilisatorische Arbeit“ geleistet. (die Engländer hätten aber am Putamayo nur Schrecken verbreitet. Diese unsinnige Hetze ist jedenfalls auf das Konto eines überspannten Redakteurs und nicht auf die Rechnung einer ganzen Partei zu setzen, denn wir können nicht glauben, daß das deutsche Zentrum, oder auch nur eine demselben angehörende besonders ultramontane Gruppe die

Ansichten der „Germania“ teilt. Dieses Blatt war das schärfste, aber auch andere Organe griffen wegen der Greuel am Putamayo England an, sodaß die offiziöse „Kölnische Zeitung“ sich veranlaßt fühlte, festzustellen, daß England mit der Angelegenheit nichts zu tun habe. Haben die Mitglieder des englischen Syndikats, das die Gummiewälder gepachtet hat, diese Greuel verübt oder gutgeheißen, so sind sie und nicht das ganze Land für dieses Vergehen verantwortlich zu machen, aber vorläufig ist es nicht einmal nachgewiesen, daß die Gummigewinner selbst an den Scheußlichkeiten beteiligt gewesen sind. Die Information spricht von Aufsehern und die Aufseher sind keine Engländer, sondern Peruaner. Es bleibt also noch übrig, den Nachweis zu liefern, daß das, was geschehen, auf Geheiß oder mit Erlaubnis der Besitzer geschehen ist. Sollte aber auch dieser Nachweis gelingen, so hätte man noch lange keinen Grund, gegen England selbst zu schreien, denn die Regierung dieses Landes hat, wie seine Minister auf verschiedene Interpellationen antworten konnten, gleich nach dem Empfang der Nachricht von den Greueln sofort Maßregel ergriffen, um diesen schrecklichen Zuständen ein Ende zu machen. — Die Vereinigten Staaten werden England helfen und es ist wahrscheinlich, daß auch Brasilien eingreifen wird, um die Eingeborenen am Putamayo von ihren Peinigern zu befreien. — Die „Kölnische Zeitung“, in deren Spalten die deutsche Regierung sprach, bedauerte aufrichtig die unsinnige Engländerhetze. Wie kleine Geschenke die Freundschaft erhalten, so führen solche kleine Zwischenfälle solche Sticheleien und solche unbegründete Vorwürfe nur zu einer Spannung, die sowohl dem einen wie dem anderen schadet.

Der Lord der englischen Admiralität, Herr Churchill, hielt in dem Unterhause zur Begründung seiner Flottenvorlage, eine große Rede über die Notwendigkeit, eine starke Flotte zu besitzen. Der Weltfriede sei nur dann ungefährdet, wenn England die Ueberlegenheit zur See habe und diese sei durch die Rüstungen Deutschlands ernstlich in Frage gestellt. England müsse ein neues aus acht Panzern bestehendes Geschwader schaffen. Der Minister sprach lange und heftig, und man kennt ihn schon. Der Herr ist nicht gesund, wenn er nicht von Dreadnoughts und Panzerplatten sprechen kann und die deutsche Flotte ist für ihn ein Schreckgespenst. Nach seiner Ansicht hat ein Kriegsschiff nur dann einen Zweck, wenn es England gehört; gehört es einem anderen Lande oder gar Deutschland, dann ist es eine furchtbare Zerstörungsmaschine, gehört es aber England, dann ist ein Bollwerk des Weltfriedens. — Während der Rede Churchills kam es zu einem ernsten Zwischenfall. Als der Minister zu sprechen begann, stand der Abgeordnete der Arbeiterpartei, Herr Ogrady, auf und beantragte, daß die Diskussion über die Flottenvorlage verlagert werde, denn es sei unzulässig, über diese Vorlage zu sprechen, bevor die Regierung die Forderungen der streikenden Hafenarbeiter nicht befriedigt habe. Ogrady wurde von seinen Parteigenossen eifrig unterstützt. Nach seiner kurzen Rede verließ er den Sitzungssaal. — Nach Churchill sprach noch der Arbeiterführer Ramsay Macdonald, der die Flottenpolitik der Regierung angriff und den Satz aussprach, die deutschen und englischen Arbeiter müßten sich dazu zusammenschließen, um den verderblichen Rüstungen einmal ein Ende zu machen. Nach Macdonald ergriffen noch andere Abgeordnete das Wort, um je nach der Parteifärbung die Vorlage entweder zu bekämpfen oder zu unterstützen. Daß die Vorlage angenommen wird, daran zweifelt kein Mensch.

Aus Deutschland ist nichts von Wichtigkeit zu melden. Graf Zeppelin hat wieder verschiedene gelungenen Flüge mit seinem Lenkballon „Viktoria Luise“ ausgeführt, darunter einen Flug von Hamburg nach Frankfurt a. M. Der alte Herr hat also wieder einen Triumph erlebt, der ihm aufrichtig zu gönnen ist, denn er hat ihn verdient.

In Portugal blieb es diese Woche ruhig. Paiva Couceiro ist und bleibt verschwunden und die Regierung kann diese Pause benützen, um sich gegen einen neuen Angriff zu rüsten, der, wenn er auch länger ausbleibt, doch wieder einmal erfolgen muß.

Die Franzosen wurden durch verschiedene Meldungen aus Marokko beunruhigt. Es ist wieder zu Zusammenstößen gekommen, und wenn die Franzosen auch Sieger geblieben sind, so haben sie doch Menschenleben gekostet. — Ueber einige Departements Frankreichs sind schwere Stürme niedergelassen, die großen Schaden angerichtet haben.

In den letzten Tagen hörte man von einer schweren Erkrankung des japanischen Kaisers, Mutsuhito, aber die letzten Nachrichten lauten wieder befriedigender, sodaß man hoffen kann, der alte Monarch werde noch am Leben bleiben.

Auf dem italienisch-türkischen Kriegsschauplatz hat diese Woche ein Versuch 5 italienischer Torpedoboote, in die Dardanellen vorzudringen, viel Sensation gemacht. Erstlich stellte die aufschneiderische Stefani-Agentur diese Meldung als türkische Erfindung hin, die für neue Schließung der Dardanellen herhalten sollte, aber am nächsten Tage kehrte sie das Blatt um und posaunte den Vorgang als eine großartige Heldentat italienischer Seeleute aus. Aber es bleibt immerhin das große Fragezeichen stehen, was mit diesem Vorstoß eigentlich bezweckt war. Um zu wissen, wo die türkische Flotte liege, war ein solches Wagstück wohl nicht nötig, und um zu erfahren, ob die türkischen Festungen noch trockenes Pulver haben, gegen einen eventuellen neuen Angriff auf die Dardanellen, wohl auch nicht. Daß man aber zu gleicher Zeit vor den Dardanellen 26 italienische Kriegsschiffe stationierte, die nach der Torpedoexpedition alle nach dem Süden abfahren, deutete doch wohl noch auf andere Vorhaben hin, die man nicht ausführen konnte. Daß übrigens bei den Italienern jetzt der Wunsch und die Absicht besteht, bis vor Konstantinopel vorzudringen, um Tür die Ausweisungen der Italiener Revanche zu nehmen und die Pforte zur Aufgabe ihres passiven Widerstandes, der ja tatsächlich den Italienern so viel Geld und Leute kostet, zu zwingen, darüber hat ja in diesen Tagen der Minister des Aeußern in der Besprechung in Ljugi dem russischen und deutschen Gesandten ziemlich offene Andeutungen gemacht.

Auf afrikanischem Boden wollen die Italiener laut Stefani-Meldung am 20. ds. bei Gheran wieder einen bedeutenden Sieg über einen dort 200 Mann starken Feind erfochten haben, wodurch bei den Arabern das Ansehen Italiens sehr gehoben, so daß diese sich gerne seinem Schutz anvertrauen möchten, wenn sie nur könnten. Unstreitig ist, daß bei Sidi-Ali die Verluste der Italiener viel bedeutender waren, als diese anfänglich zugeben wollten. Viele Offiziere sind dabei schwer mitgenommen worden und nicht umsonst hat man gerade in letzter Zeit bisher im Feld stehenden Bersaglieri-Bataillone durch neue Jahrgänge ersetzt. Mit dem gleichzeitig nach Italien geschickten 5. Ascari-Bataillon wird dort ein wahrer Triumphzug veranstaltet in den auch schon Untertanen aus dem tripolitanischen Kolonialgebiet mitgeschleppt werden. Italien möchte so gerne diese Szene aus Alt-Rom wieder aufleben zu lassen.

Daß die Mächte Friedensvermittlung betreiben, das besagten nicht nur verschiedene Kabelnachrichten, sondern beweisen auch die eingehenden Besprechungen, die der russische und deutsche Gesandte mit Minister S. Giugliano resp. mit Victor Emanuel selber hielten. Durch den Mund eines Delegierten ließ Italien sogar erklären, daß es einen ausdrücklichen Verzicht der Pforte auf Tripolis nicht verlange, wenn dies etwa ihr den Friedensschluß erschweren sollte.

In der Türkei selber haben es die über die Vorgänge in Albanien und Tripolis unzufriedenen Elemente im Heere bis zu einer Kabinettskrise getrieben, die auch mit der Bildung des Ministeriums Ahmed-Muktar-Pascha noch nicht endgültig gelöst zu sein scheint. Denn einerseits ist das Kabinett noch unvollständig und andererseits befriedigt es die Wünsche der Rebellen nicht, die ein Kabinett Kiamil-Pascha verlangen, mit Auflösung der Kammer und Absagung des jungtürkischen Einflusses. Gleichzeitig protestieren diese Elemente auch gegen die Friedensverhandlungen des neuen Kabinetts in Albanien, wo es bereits seit dem 24. ds. den Belagerungszustand aufgehoben hat und im übrigen sämtlichen Truppen den Tagesbefehl verkündet, daß die Militärs sich künftig der Politik zu enthalten haben, gemäß eines neuesten Erlasses der Kammer. Der letztere wird jedenfalls sehr schwierig in der Durchführung sein. Denn die Militärs, welche ehedem die Jungtürken zur Herrschaft brachten, werden sich heute noch nicht damit zufrieden geben, jenen nur die Kastanien aus dem Feuer geholt zu haben. Die Ablöhnung soll doch etwas generöser ausfallen. Daß das Ahmed-Muktar-Kabinett übrigens nur als ein Uebergangsstadium gedacht ist, auf welches im gegebenen Moment bald ein Kabinett Kiamil folgen soll, ist aus dem ganzen Verlauf der Krise klar ersichtlich. Erst wenn dies geschehen ist, können sich die Verhältnisse in Konstantinopel wieder so weit konsolidieren, daß wirklich auch an Friedensverhandlungen gedacht werden kann.

## Notizen.

### São Paulo.

Lloyd Brasileiro. Der Direktor des „Novo Lloyd Brasileiro“, Herr José Carlos Rodrigues, hat wirklich seine Stellung aufgegeben. Man weiß noch immer nicht, warum das geschah, aber die Annahme ist wohl berechtigt, daß er mit der Uebernahme des Lloyd Brasileiro durch die Bundesregierung nicht einverstanden war und deshalb von einem Tag zum anderen die Direktion verließ. Was aus dem Lloyd jetzt werden soll, das kann noch keiner angeben. Es sind darüber die verschiedensten Vermutungen laut geworden, aber auch nur Vermutungen, denn die Eingeweihten haben noch nicht gesprochen. Daß der Lloyd in die Verwaltung der Regierung übergehen wird, scheint festzustehen, wie das aber geschehen soll, darüber gehen die Ansichten wieder weit auseinander. Ueber diese Unklarheit braucht man sich eigentlich nicht zu wundern, denn der Lloyd ist immer ein großes Rätsel gewesen. Man weiß über ihn seit Jahren nur, daß er existiert und daß er dem Lande sehr viel Geld kostet; warum er aber da ist und warum er trotz der großen Subventionen nicht floriert, das haben die wenigsten gewußt und diese haben es nicht weiter gesagt. Wenn man die Sache unbefangen ansieht, dann muß man sagen, daß auf der ganzen Welt es wenig

Schiffahrtsgesellschaften gibt, die so günstige Vorbedingungen zu einer großen Entwicklung haben wie gerade der Lloyd Brasileiro. Die Küstenschiffahrt ist von der Bundesverfassung zum nationalen Monopol erklärt worden; fremde Dampfer dürfen von einem brasilianischen Hafen nach dem anderen keine Frachten mitnehmen. Der Lloyd stand also, die „Companhia Nacional de Navegação Costeira“ abgerechnet, ohne jede ernstzunehmende Konkurrenz da; der Verkehr an der brasilianischen Küste wurde von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr größer, und trotzdem machte der Lloyd eine Pleite nach der anderen. Die viel kleinere „Navegação Costeira“ („Ita“-Dampfer), die keine staatliche Subvention hatte, entwickelte sich, stellte einen Dampfer nach dem anderen in den Dienst — schaffte sich eine respektable Flotte, warf große Profite ab und errang sich einen ausgezeichneten Ruf; der Lloyd entwickelte sich aber trotz aller finanziellen Unterstützung und trotz aller hohen Protektion in der umgekehrten Richtung und der Pleitegeier saß ihm auf jedem Mastbaum. Warum das so war, darüber sind die Gelehrten noch nicht einig, aber wir glauben, daß er gerade an der Regierungsunterstützung, die ihn halten sollte, zugrunde ging. Kein Mensch kann sagen, daß der Lloyd nicht tüchtige Direktoren gehabt hat, aber es ging und ging nicht: die Mißwirtschaft wurde immer größer und größer und während die „Navegação Costeira“ ganz ansehnliche Saldos buchte, verzeichnete der Lloyd eben solche Defizits, welche von der Regierung gedeckt werden mußten, und schließlich war die Schuldenlast dieser famosen Schiffahrtsgesellschaft viel größer als ihr Schwimmendes und sonstiges Material wert. — Wie konnte aber die Regierung dadurch, daß sie den Lloyd unterstützte, das Unternehmen so total ruinieren? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten, denn man ahnt zwar viel, weiß aber sehr wenig. Sooft ein Deputierter in der Kammer von dem Lloyd zu sprechen begann, entstand ein eigentümliches Geflüster: „Warte nur, bald schweigst auch du!“ und so wars — der Betreffende kündigte Enthüllungen an und — schwieg. Das ließ die Vermutung aufkommen, daß die Subventionssummen, die bewilligt wurden, nicht nur in die Taschen des Lloyd geflossen seien. Ob das wahr ist, weiß man nicht, aber möglich ist es schon, denn das Geld hat immer Liebhaber gehabt. Wenn das wahr wäre, daß die Subventionsgelder in andere Kanäle geflossen sind, dann wäre der Lloyd ein kleines Panamá, aber das wäre auch nichts Auffälliges, denn es wäre doch das erste nicht. — Mögen nun über die Vermutungen und Behauptungen wahr, oder auch nur halb wahr sein, die Tatsache bleibt, daß die Bundessubvention dem Lloyd gewisse Verpflichtungen auferlegte, die sich mit der kaufmännischen Praxis in keiner Weise vertrugen. Die Lloyd-Dampfer mußten seit jeher, um einem Politiker gefällig zu sein, Frachten umsonst befördern und, was noch schlimmer ist, ihren Fahrplan zu ändern. Fiel es einem mitreisenden Deputierten der Regierungspartei ein, in einer Stadt sich länger aufzuhalten, als im Fahrplan vorgesehen war, so wartete der Dampfer doch ganz geduldig, bis der Herr Volksvertreter allergnädigst weiterzureisen geruhte. Diese Praxis brachte den Lloyd dermaßen in Mißkredit, daß ihm der Handel abspenstig wurde und der „Navegação Costeira“ die Ladung gab. Durch solche Gefälligkeiten glaubte sich der Lloyd der Regierung zu empfehlen, aber gerade durch sie verdarb er sich das Geschäft und so stimmt es tatsächlich, daß die Bundessubvention dem Unternehmen viel mehr geschadet als genützt

hat. — Wird es aber nun besser werden, wenn die Regierung den verkrachten Lloyd übernimmt? Es wäre ein Leichtsin, dieses zu behaupten. Die Direktoren und Agenten werden nach der Uebernahme direkt von der Regierung abhängig sein und mithin auch von den Politikern, welche die Stellen vergeben und auf die Bestimmung des Gehaltes einwirken können. Die Direktoren und Agenten werden diesen Herrschaften dieselben Gefälligkeiten erweisen, die ihnen von den Beamten des Lloyd erwiesen worden sind, und die alte Leier wird immer weiter georgelt werden. — Wenn zu der Zentralbahn noch der Lloyd kommt, dann ist die Sache komplett.

Zum 84. Geburtstag Kaisers Franz Joseph I. Der nationale Festtag der österreichisch-ungarischen Kolonie naht wieder heran. Mit vollem Recht dient zu dieser Feier alljährlich die Wiederkehr des Geburtstages ihres erlauchten Herrschers. Seit mehr als einem halben Jahrhundert steht an der Spitze der Donau-Monarchie ein Mann, der nach jeder Hinsicht die Bewunderung der Welt, wie die Liebe und Verehrung seiner Untertanen verdient. Mit 84 Altersjahren steht Kaiser Franz Joseph als Senior unter sämtlichen Monarchen noch rüstig an der Spitze der Regierung des Doppelreiches Oesterreich-Ungarn und ist es auch heute noch, der in allen wichtigen Fragen selber das entscheidende Wort spricht und dies mit einem staatsmännischen Weitblick, wie ihn am besten die politischen Erfolge seiner Regierung gerade in den letzten Jahren beweisen, Erfolge, zu denen sich auch ein mächtiger Aufschwung auf wirtschaftlichem Gebiete im Innern des Landes wie in seinen auswärtigen Beziehungen gesellt. Auf diese Resultate kann der greise Herrscher zurückschauen, trotz der schweren Schicksalsschläge, die ehemals sein Land erlitten hat. Dazu kommt die hehre Größe des Charakters, die Kaiser Franz Joseph in allen Lebenslagen und gerade in den schwierigsten Momenten an den Tag gelegt hat und damit auch vor allem der Welt die allgemeine Bewunderung abnötigt. Es ist überflüssig, an diese Schicksalsschläge familiären Charakters zu erinnern, von denen einer schon ausreichte, eine Manneskraft zu brechen. Aber Kaiser Franz Joseph hat sie alle überstanden und hat auf diese Weise mit einer geradezu übermenschlichen Energie sich seinem Lande bis in das hohe Greisenalter erhalten. Was Wunder also, wenn die Wiederkehr des Geburtstages dieses Landesfürsten, den die Welt bewundert, für seine Untertanen jedesmal als Nationalfest feierlich begangen wird. Mit besonderer Genugtuung können wir heute bereits melden, daß der nächste 18. August für die hiesige österreichisch-ungarische Kolonie zu einem eigentlichen Volksfeste wird. Es hat sich zu diesem Zwecke eine Festkommission gebildet aus Mitgliedern der verschiedenen Vereine und hat diese als Feierlichkeit einen Festabend im Vereinslokal der „Lyra“ vorgesehen, der aus Vorträgen und musikalischen Produktionen besteht, auf welche ein Familienkränzchen folgt. Die ganze Organisation ist so getroffen, daß sich alle Kreise der Kolonie wie auch Nicht-Oesterreicher beteiligen können, ohne Etikettenzwang und bei einem Eintritt von nur 2 Milreis per Mann, Frau und Kinder frei. Die Kommission unterläßt nichts, um den Abend zu einem seinem Zwecke würdigen und für die Teilnehmer genußreichen zu machen, dagegen erwartet sie auch, bei den Angehörigen der Kolonie das Entgegenkommen eines recht zahlreichen Besuches zu finden. Nächstens werden wir in der Lage sein, das Festprogramm mitzuteilen. Möge der heurige Geburtstag des Kaisers Franz Joseph ein echtes National-

fest für unsere zahlreiche österreichisch-ungarische Kolonie werden!

Das Schwurgericht hat uns wieder ein Rätsel aufgegeben. Wie unseren Lesern ganz sicher noch erinnerlich sein wird, unterschlug am 29. April dieses Jahres ein gewisser Alcides Dias da Costa der „Sociedade Incorporadora“, bei der er angestellt war, neunzig Contos de Reis. Die Direktion dieser Gesellschaft, deren volles Vertrauen er genoß, sandte ihn mit einem Scheck über hundert Contos de Reis nach der British Bank; dort sollte er die bezeichnete Summe abheben, um sie wieder sofort auf der Italienisch-Belgischen Bank zu deponieren. Alcides nahm die Summe am Schalter der erstgenannten Bank entgegen, ging zu dem anderen Institut und deponierte dort nicht hundert, sondern nur zehn Contos de Reis. Darauf kehrte er nach seinem Bureau zurück und machte in dem Kassenbuch eine falsche Eintragung. Vor Bureau-schluß bat er den Direktor um einen kurzen Urlaub, der ihm aber nicht gewährt wurde. Darauf begab er sich nach Hause, schrieb dort einen kurzen Brief an seine Mutter, in dem er den von ihm ausgeführten Diebstahl eingestand. Diese für die Mutter, eine höchst achtbare Frau, jedenfalls niederschnetternde Mitteilung schloß mit der sonderbaren Drohung, daß er, Alcides, falls die Polizei ihn verfolgen sollte, sich das Leben nehmen würde. Als Grund seiner Handlung gab er an, daß er es nicht überwinden könne, daß das Mädchen, das er liebe, sich mit seinem älteren Bruder verlobt habe. Diesem Briefe legte er fünf Contos von dem gestohlenen Gelde bei. — Der Diebstahl wurde schon am nächsten Tage entdeckt, und am selben Tage noch stellte sich der Stiefvater des durchgegangenen jungen Mannes auf der „Incorporadora“ ein und lieferte dem Direktor die bewußten fünf Contos aus. — Am 10. Mai wurde Alcides in Bello Horizonte verhaftet. Er war nach einem sechstägigen Aufenthalt in Rio de Janeiro nach der Hauptstadt von Minas Geraes gefahren und lebte dort unter dem Namen „Dr. Euclides de Toledo“ ziemlich flott, was er bereits auch in Rio getan hatte. Soweit der Tatbestand. Wenn aus ihm etwas mit besonders großer Deutlichkeit hervorgeht, dann ist es der Umstand, daß Alcides Dias da Costa über eine Naivität verfügt, die wohl sonst siebenjährigen Kindern, aber nicht dreimal so alten Leuten eigen zu sein pflegt, denn er glaubte durch die Drohung, daß er Selbstmord begehen werde, die Polizei von der Verfolgung abhalten zu können. Ferner glaubte er mit dem Dokortitel die Bewohner von Bello Horizonte täuschen zu können, obwohl er bei dem ersten Gespräch, das irgend eine Wissenschaft betraf, verraten mußte, daß ein solcher Titel ihm nicht zukommen konnte. Diese Naivität hätte hinreichen sollen, um den Geisteszustand des Angeklagten untersuchen zu lassen; dieses geschah jedoch nicht und konnte auch nicht geschehen, denn wir haben hier leider noch keine psychiatrische Klinik, in der eine solche Untersuchung vorgenommen werden könnte. — Gegen Alcides wurde die gerichtliche Untersuchung eingeleitet, und diese förderte ausser den oben aufgezählten Momenten auch den Beweis zutage, daß dieses nicht der erste Diebstahl des jungen Mannes war. Im Monat Januar hatte in der Kasse der „Incorporadora“ ein Conto de Reis gefehlt, und der Stiefvater des Angeklagten konnte sich noch erinnern, daß Alcides gerade zu jener Zeit eine so große Summe nach Hause gebracht habe mit der Erklärung, daß ihm in der Lotterie ein kleiner Treffer gelungen sei. — Diese Momente wurden von dem Staatsanwalt alle hervorgehoben und man erwartete die Verurteilung des Angeklagten,

aber es kam anders. Die Verteidigung des Angeklagten durch Dr. Cyrillo Junior war sowohl in dem logischen Aufbau als auch in der formalen Durchführung ein Flickwerk. Alcides da Costa sei kein Dieb, sondern ein Unglücklicher. Er könne kein Dieb sein, denn er habe immer das gute Beispiel seiner musterhaften Eltern vor den Augen gehabt. Er habe nicht gestohlen, sondern nur die „Verantwortung eines Beauftragten“ nicht richtig zu würdigen gewußt. Schließlich ritt der Verteidiger den Unglücksparagrafen betreffend die Sinnesverwirrung vor. Alcides habe nicht gewußt, was er tat. Er habe seine Geliebte verloren und das habe auf ihn so eingewirkt, daß er nur noch den Gedanken gehabt habe, so schnell als möglich von São Paulo fortzukommen, und da man mit neunzig Contos in der Tasche besser reisen könne als ohne Vintem, so habe er eben das Sümmchen genommen. Dieses verunglückte Argument ließen die Geschworenen gelten und sprachen Alcides Dias da Costa frei. Das nennt also Dr. Cyrillo Junior Sinnesverwirrung, wenn ein Mensch sich sagt: Reisen will ich, zum Reisen gehört aber Geld, also stehle ich. — Bisher wurde der Paragraph 4 des Art. 27 nur für Totschläger oder der Körperverletzung Angeklagte angerufen, jetzt hat man ihn auch auf den Diebstahl angewendet, und schließlich wird es soweit kommen, daß man in Sinnesverwirrung einen grossen Zusammenbruch vorbereiten oder falsches Geld herstellen wird. Wir möchten aber nur wissen, was ein Rechtsanwalt wohl dazu sagen würde, wenn ihm jemand in Sinnesverwirrung das versprochene Honorar schuldig bleiben oder seinen Geldschrank ausräumen würde.

Die St. John del Rey Mining Co., das älteste und bedeutendste Goldminenunternehmen in Brasilien, hat für das am 29. Februar beendete Geschäftsjahr eine Dividende von 10 Prozent verteilt.

Deutscher Besuch. Der Direktor der Bundeskolonie Inconfidentes in Minas Geraes hat an den Direktor des Povoamento do Solo, Herrn Dr. Silvino da Aaria, über den Besuch des Herrn Ludwig Ernst Plaß in jener Kolonie Bericht erstattet und Herr Dr. Faria hat diesen Bericht wieder dem Landwirtschaftsminister vorgelegt. Dem Bericht ist ein Urteil des Herrn Plaß beigegeben, das er in das Visitenbuch des Direktorhauses eingetragen hat. Aus diesem Urteil geht hervor, daß Herr Plaß von der Kolonie Inconfidentes und ihrer Verwaltung den allerbesten Eindruck gewonnen hat und der Niederlassung die beste Zukunft prophezeit. Diese an und für sich belanglose Tatsache ist aber doch bemerkenswert, weil sie den Unterschied kennzeichnet, der zwischen Reisenden und Reisenden besteht. Der eine fährt mit Extra- und Eilzug durchs Land, wirft Blicke nach rechts und nach links und sieht schließlich doch nichts mehr als grünes Gras und blauen Himmel, der andere dringt aber in die Wildnis vor und lernt das Land wie das Leben der Kolonien in der nächsten Nähe kennen. Der eine besucht nur Staatssekretäre und andere hohle Herren, speist in den besten Hotels — auf Staatskosten selbstverständlich —. Der andere aber besucht die Kolonisten in ihrer Weltabgeschiedenheit und erkundigt sich danach, wie sie mit ihrem Los zufrieden sind, ob sie von dem Boden, den sie mit ihrem Schweiße düngen, hinreichende Früchte erwarten, um ihre Mühe belohnt und ihre Hoffnungen erfüllt zu sehen. Sie beide, der Reisende des Extrazuges und der Wanderer der einsamen Pfade, wollen Bücher schreiben, wollen sagen, was sie gesehen, kennen gelernt und studiert haben. Wessen Beobachtungen können nun vollkommener und wessen Buch gründlicher sein? Desjenigen, der hier mit Paucken

und Trompeten empfangen wurde und der, um sich für diesen Empfang zu revanchieren, auf das Donnerblech der „lateinischen Rasse“ haute, oder des anderen, der wirklich etwas sah, wirklich etwas erlebte und studierte? Wenn wir böswillig wären, dann könnten wir ruhig sagen, daß in dem Unterschied des Länder-Studierens sich schon der Unterschied der Rasse kennzeichnet, aber wir tun das nicht, denn wir wissen, daß auch flandrische Semiten etwas Ernstes leisten können, wenn sie nicht zu sehr an die „lateinische Wissenschaft und die Mythe des Ikarus“ denken.

Das Defizit wächst. Der Marschall Hermes hat in seinem Programm zwar versprochen, daß eine seiner Hauptorgen die Beseitigung des Defizits in unserem Budget sein werde. Er hat dieses Versprechen in seiner ersten Botschaft wiederholt. Von einem Erfolg haben wir bisher aber noch nichts gemerkt. Im Gegenteil: das Defizit wächst von Jahr zu Jahr. Auch der Haushaltsplan für 1913, der gegenwärtig der Finanzkommission der Kammer vorliegt, weist große Steigerungen der Ausgaben auf, denen entsprechend vermehrte Einnahmen nicht gegenüberstehen. Für das Landwirtschaftsministerium z. B. werden 900 Contos Gold und 24.224:856\$420 Papier angefordert. Das sind 300 Contos Gold und 2.181:482\$ Papier mehr als im laufenden Jahre. Das Kriegsministerium braucht 300 Contos Gold und 80.540:858\$649 Papier, oder 1.291:550\$058 mehr als 1912. Dabei wird dieser Etat sicher überschritten werden, wie aus dem Bericht der Finanzkommission hervorgeht. Dort heißt es nämlich: „Die Vermehrung um 1.291:550\$058 stellt, wie zugegeben werden muß, nicht die wirklich zu erwartende Vermehrung dar. Der Titel „Militärische Bauten“ ist nämlich ganz unzulänglich dotiert, wenn man in Betracht zieht, daß für viele Truppenteile Kasernenbauten dringend erforderlich sind, daß Verteidigungswerke gebaut werden müssen und daß die Bundesregierung wegen gewisser Arbeiten bereits Verpflichtungen übernommen hat. Die Ausgaben auf dem Titel „Inaktive“ werden ebenfalls die Etatsfestsetzungen weit überschreiten, um wieviel, das läßt sich gar nicht übersehen.“ Wenn die Finanzkommission selbst zu solchen Schlüssen kommt, dann kann man ja allerlei erwarten, nur die Erfüllung des Programm-Versprechens des Bundespräsidenten nicht.

Herr José de Vaseoneellos hielt am Montag abend in dem Lokal des Vereins „Classes Laboriosas an der Rua do Carmo seinen angekündigten Vortrag über die Lepra, die Syphilis, den Krebs und die Tuberkulose. Obwohl der Vortragende alle Abschwefelungen vermied und die Konferenz zwei Stunden in Anspruch nahm, so konnte das Thema auch nicht annähernd erschöpft werden. Was uns hauptsächlich interessierte, war die am Anfang des Vortrags dem zahlreich erschienenen Publikum gemachte Mitteilung, daß die Staatsregierung aus ihrer Gleichgültigkeit herausgetreten ist und einen Arzt beauftragt hat, die Kuren des Herrn Vaseoneellos zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Vaseoneellos hat also das erreicht, was er erreichen wollte — der Staat ignoriert ihn nicht mehr und dieses ist zum Teile auch unser Verdienst, denn unsere Notizen über die Kuren des genannten Herrn sind ins Portugiesische übersetzt worden und haben die Regierung veranlaßt, sich für ihn und seine Entdeckung zu interessieren. In seinem gestrigen Vortrag gab Herr Vaseoneellos mancher Illustration zu der alten Wahrheit: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“. — Die portugiesische Kolonie von Rio de Janeiro hat ihm, unterstützt durch den früheren portugiesischen Gesandten, Herrn Luiz Gomes, den Vorschlag unterbreitet, nach Portugal

zu gehen und dort seine Lehre zu predigen. Brasilien ist bisher gleichgültig geblieben, obwohl er schon unzählige Menschen kuriert hat und unter anderen auch Mitglieder von Familien, die zu den ersten im Lande gehören. Vor einiger Zeit ist ihm gelungen, den Leprabazillus auf Tiere zu übertragen. Er hat sowohl in Rio wie in São Paulo einen leprosen Hahn ausgestellt, aber die Presse hat davon keine Kenntnis genommen. Dagegen haben aber brasilianische Blätter gerade in den Tagen, als er ihre Aufmerksamkeit für den angesteckten Hahn zu interessieren sich bemühte, die telegraphische Meldung gebracht, daß irgendwo in Europa, in einer Stadt, deren Namen kein einziges Blatt richtig schrieb, einem Gelehrten gelungen sei, den Lepraerreger auf Meerschweinchen zu übertragen. Die Tat des Brasilianers interessierte sie nicht, obwohl sie sich mit ihren eigenen Augen von ihrer Wahrheit überzeugen konnten. Die Tat des Fernstehenden war aber für sie so interessant, daß sie ihrer Besprechung lange Artikel widmeten. Würde er, Vaseoneellos, sich für irgendeinen Ausländer ausgeben und in Paris einen Vortrag halten, dann würden die großen brasilianischen Blätter am nächsten Tage darüber lange Telegramme veröffentlichen. Da er es aber hier tut und nicht französisch, sondern portugiesisch spricht, so gilt er als Charlatan, Ausbeuter und Schwätzer. Wäre er aber ein Ausbeuter, dann würde er den Vorschlag der Portugiesen angenommen haben, dann würde er in Portugal in erstklassigen Hotels wohnen und nicht in seiner bescheidenen Wohnung in der Rua São Joaquim. — Es würde zu weit führen, den Vortrag auch nur zu skizzieren und deshalb beschränken wir uns darauf, zu konstatieren, daß sich jetzt die Regierung für die Kuren Vaseoneellos interessiert. Wir haben nun schon wiederholt über diese Kuren geschrieben, ohne uns darüber ein anderes Urteil zu erlauben, als: diese Kuren verdienen die Aufmerksamkeit der Kompetenten und der Verantwortlichen.

Schulwesen. Vor einiger Zeit berichteten wir von der Abreise des Herrn Pedro Voß, Direktor der Normalschule in Itapetininga, nach Argentinien, wo er die Organisation des öffentlichen Schulwesens studieren wollte. Der Herr ist jetzt von der Nachbarrepublik zurückgekehrt und hat einem Mitarbeiter des „Estado de São Paulo“, seinem früheren Zögling, eine Unterredung gewährt, aus der hervorgeht, daß Herr Pedro Voß in Argentinien sehr viel gesehen hat, was die Überlegenheit des Nachbarlandes auf dem Gebiete des Unterrichtswesens beweist und uns wieder daran erinnert, daß wir von den Argentinern noch manches lernen müssen. Da ist an erster Stelle die Schulhygiene schon ein Kapitel, das bei uns fast unbekannt, in Argentinien aber sehr wohl organisiert ist. Unsere Leser werden sich vielleicht noch erinnern, daß im Bundesdistrikt die hygienische Inspektion der öffentlichen Schulen sparsamkeitshalber abgeschafft wurde und daß einige Wochen nach der Einführung dieser sonderbaren Sparsamkeit eine argentinische Kommission in Rio de Janeiro eintraf, die die brasilianische Schulhygiene kennen lernen wollte. Diese Kommission machte aber die Erfahrung, daß Brasilien eine Schulhygiene überhaupt nicht besitze. In Argentinien ist, so berichtet Herr Pedro Voß dem „Estado de São Paulo“, die Schulhygiene sehr vollkommen. Sie ist eine Abteilung für sich und nicht wie im Staate São Paulo ein Zweig des öffentlichen Gesundheitsdienstes. Die Argentinier sind soweit gegangen, daß sie in dem genannten Dienst nur Spezialisten angestellt haben. Es sind da Kinderärzte, Augenärzte, Zahnärzte usw., und die ersten haben die Verpflichtung, sich namentlich für die Ernäh-

rungsfrage zu interessieren, so daß sich die Schulhygiene sogar auf die Hausküche erstreckt und zu verhüten trachtet, was wir hier immer wieder erleben: daß die Gesundheit der Kinder durch verfälschte Nahrungsmittel untergraben wird. In den argentinischen Schulen sind die ärztlichen Untersuchungen sehr häufig und nach jeder solchen erhalten die Kinder ein ärztliches Attest über ihren Gesundheitszustand, ihr Gewicht und ihre Größe. Wie die Kinder, so werden auch die Lehrer und das Dienstpersonal kontrolliert, so daß die Eltern sorglos ihre Kinder der Schule anvertrauen können, in der Gewißheit, daß die Schulhygiene über die Gesundheit der Kinder wacht. Erkrankt ein Lehrer, so muß derselbe sofort den Direktor avisieren, welcher dann einen Arzt mit der Untersuchung beauftragt. Der ärztliche Bericht über den Krankheitsbefund geht an den nationalen Erziehungsrat, und dem Lehrer wird ohne weiteres Urlaub bewilligt. In diesem System liegt eine große Ordnung. In Argentinien ist es gar nicht möglich, daß ein Lehrer von einem gefälligen Arzt eine falsche Bescheinigung erhält, d. h. krankheitshalber beurlaubt wird, obwohl er gesund ist. Daraus ergibt sich, daß die Gesuche um Urlaub in Argentinien viel seltener sind als hier. Die weitere Folge ist, daß die Regierung den Urlaub ohne Einstellung der Bezüge bewilligen kann. Tritt irgendwo in Argentinien eine ansteckende Krankheit auf, so wird der Schularzt von dem Gesundheitsdienste sofort benachrichtigt, daß in dem und dem Hause ein Erkrankungsfall vorgekommen ist. Der Schularzt weiß schon, daß in dem bezeichneten Hause ein Schulkind wohnt und er untersagt jeden weiteren Schulbesuch, bis die Gefahr einer Verbreitung der Krankheit beseitigt worden ist. — In Brasilien steckt die Schulhygiene noch in den Kinderschuhen. Auch im Staate São Paulo ist dies der Fall, obwohl dieser genannte Staat im Vergleich zu den anderen Bundesstaaten Brasiliens sehr weit fortgeschritten ist. Die hygienische Kontrolle über die Schulen gehört hier zu dem Pflichtkreis des öffentlichen Gesundheitsdienstes, und dieser ist mit Arbeiten so überlastet, daß er für die Schulen sehr wenig Zeit übrig hat. — Herr Professor Pedro Voß hat in Argentinien sehr viele Volksschulen besucht und sie haben auf ihn alle den besten Eindruck gemacht. In einer der Schulen hat er einer Geographiestunde beiwohnen können, in der gerade über Brasilien unterrichtet wurde, und da hat er nun festgestellt, daß die kleinen Argentinier über unser Land sehr genau informiert werden. In unseren Schulen werden dagegen Geographie und Geschichte sehr stiefmütterlich behandelt. Unter anderem hat Herrn Voß besonders der geschichtliche Anschauungsunterricht gefallen. Die Argentinier bedienen sich dazu des Kinematographen, der jedenfalls wirksamer als die Erzählung des Lehrers ist. Aus dem Gesagten geht hervor, daß Brasilien von Argentinien viel lernen kann. In Argentinien ist in den maßgebenden Kreisen Verständnis und Interesse für die Schule vorhanden, während in Brasilien für die Volkserziehung so gut wie nichts geschieht. Es ist ja verständlich, daß den Machthaberfamilien nur der Analphabetismus und die Unwissenheit der breiten Masse zweckdienlich sein kann. Der Staat São Paulo hat bisher auf dem Gebiete des Bildungswesens mehr getan als alle anderen Staaten zusammen, und er sollte auch der erste wieder sein, die Schulhygiene auf eine gute Basis zu stellen.

Ein en Raubzug gegen den Bundesschatz hat ein gewisser Moritz Israelsohn unternommen. Diesem Herrn ist die Ausbeutung des Monazitsandes an der Küste des Staates Espirito Santo konzessioniert worden, und er faßt seinen Kontrakt mit der Bundesregierung so auf, als hätte diese kein Recht, anderen eine ähnliche Konzession zu erteilen. Das ist aber doch geschehen. An der Küste der Staaten Bahia und Rio de Janeiro hat man Monazitsandlager entdeckt und diese sind nicht mehr Moritz Israelsohn, sondern einem Herrn John Gordon konzessioniert worden. Jetzt behauptet Israelsohn, durch die letzte Konzession geschädigt worden zu sein und verlangt vom Bunde 4500 Contos Schadenersatz. Herr Israelsohn ist in der Zeit seines Aufenthaltes in Brasilien jedenfalls zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Bundesschatz ein noch besseres Ausbeutungsobjekt ist als der Monazitsand an der Meeresküste. Da er als vernünftiger Mann das Bessere dem Guten vorzieht, so unternimmt er unverdrossen einen Angriff auf die schon so oft erleichterte Kiste des Steuergeldes. — In der Klage des Herrn Israelsohn gegen den Bund liegt freilich ein kleiner Fehler, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß dieser übersehen wird. Der Bund ist der Eigentümer der Küste und infolgedessen auch des Sandes, was übrigens auch schon die Tatsache beweist, daß er die Ausbeutung der Lager diesem Herrn Israelsohn konzessionieren konnte. Aus der Klage Israelsohns geht nun hervor, daß dieser Sand sehr wertvoll ist, denn nur dort, wo große Werte vorhanden sind, können solche Verluste erlitten werden, wie der Kläger sie erlitten zu haben behauptet, und somit entsteht von selbst die Frage: welchen Nutzen hat die Bundesregierung bisher aus diesen Sandlagern gezogen, entsprachen sie dem von Israelsohn jetzt behaupteten Wert oder nicht. Auf diese Weise gibt die Klage Israelsohns dem Bundesanwalt den Anhaltspunkt, gegen ihn eine Klage wegen Täuschung der Regierung anzustrengen und die Erneuerung des Kontraktes zu verlangen, sodaß der Eigentümer der Monazitsandlager, der Bund, den ihm von rechts wegen zufallenden Gewinnanteil bekommt. Dieses muß geschehen, wenn in dem bestehenden Kontrakt eine Summe festgesetzt ist, wenn aber der Kontrakt dem Bund einen Anteil am Reingewinn zuspricht, dann ist die Sache noch komplizierter und für Israelsohn ungünstiger, weil dann von ihm eine ganz bedeutende Nachzahlung gefordert und auch eingetrieben werden kann. Das müßte der Bundesanwalt tun, und dem guten Moritz Israelsohn wäre die Lust vertrieben, gegen den Bundesschatz Raubzüge zu unternehmen. Israelsohn ist nicht der einzige, der gegen den Bundesschatz einen Zug unternimmt. Irgendwo in einem Staate Mittelbrasilens war vor kurzem eine kleine, unbedeutende Zweigbahn zu verkaufen und man wußte, daß sie unter Brüdern ca. 400 Contos wert war. Diese kleine Linie fand keinen Käufer und schließlich meldete sich der Bund, von dem aber nicht mehr 400, sondern 5000 Contos verlangt wurden und das allergelungenste bei der Sache war, daß der Nationalkongreß die Regierung auch wirklich autorisierte, diese Summe für die Zweigbahn auszugeben. Jetzt hängt die Erledigung der Sache davon ab, ob der Bundespräsident den Kauf sanktioniert oder nicht. Faßt man die beiden Geschäfte zusammen, dann handelt es sich im ganzen um zehn Millionen, die dem Bunde abgeknöpft werden sollen und leider haben wir keine Sicherheit, daß dieses nicht geschehen wird.

Die Bank-Bilanzen hiesigen Platzes zeigten von Ende Mai bis Ende Juni folgende Veränderungen: Ihr Kassabestand, der am 31. Mai . . . 68.289:930\$ betrug, erhöhte sich um 2.536:429\$. Die diskontierten Wechsel stiegen von 124.978:174\$ auf 136.729:204\$. Die „Contas Garantidas“ gingen von dem Betrage von 145.112:707\$ um 1.798:864\$ zurück. Das Saldo der Contecorrent-Gläubiger hob

Die Bank-Bilanzen hiesigen Platzes zeigten von Ende Mai bis Ende Juni folgende Veränderungen: Ihr Kassabestand, der am 31. Mai . . . 68.289:930\$ betrug, erhöhte sich um 2.536:429\$. Die diskontierten Wechsel stiegen von 124.978:174\$ auf 136.729:204\$. Die „Contas Garantidas“ gingen von dem Betrage von 145.112:707\$ um 1.798:864\$ zurück. Das Saldo der Contecorrent-Gläubiger hob



sich um 369:315\$ und betrug Ende Juni . . . . . 181.875:434\$, während die Einlagen auf festen Termin um 24:750\$ zurückgingen. Die Verpflichtungen fremder Banken an ihre hiesigen Filialen wuchsen von 39.578:025\$ auf 46.333:446\$, wogegen ihr Guthaben von 16.717:927\$ auf 13.501:531\$ fiel. An dieser Bilanz sind 9 Banken beteiligt. Die Brasilianische Bank für Deutschland nimmt bei den Contas Garantidas mit 19.556:761\$ die vierte Stelle ein, bei den Letras deseontadas mit 19.363:477\$ die dritte, bei der Caixa mit 7.416:621\$ die vierte, bei den Contas correntes mit 15.433:509\$ die fünfte und bei den Depositos a prazos fixos mit 13.123:575\$ die dritte Stelle ein. Gegen die Vorjahre sind alle Posten der Bilanz sehr gestiegen, mit Ausnahme des Kassa-bestandes, der nur 70.826 Contos betrug, gegen 76.644 Contos Ende Juni 1911 und 85.316 Contos Ende Juni 1910.

Gegen das leichtsinnige Schuldenmachen des Bundes, der Einzelstaaten und Municipien richtet sich ein Gesetzentwurf, den der Senator Sá Freire einbraachte. Der Entwurf bestimmt, daß Bund, Einzelstaaten u. Municipien nur dann mit Rechtsgültigkeit Anleihen im Auslande aufnehmen und Obligationen an ausländischen Märkten emittieren können, wenn in den Verträgen angegeben ist, 1) auf Grund der Ermächtigung durch welches Bundesgesetz der Vertrag abgeschlossen wird, 2) bis wann die Schuld getilgt werden muß und wie groß die jährlichen Amortisationsquoten sind. Das Gesetz will also, daß die Anleihen nur gültig sein sollen, wenn ihre Aufnahme durch Bundesgesetz gestattet wurde. Das soll einerseits ein Schutz dagegen sein, daß die Bundesregierung ohne Ermächtigung des Kongresses keine Anleihen aufnimmt oder Obligationen ausgibt, und andererseits soll es den Bund davor schützen, daß er — sei es moralisch, sei es virtuell — für Verpflichtungen haftbar gemacht wird, die seine Glieder ohne Vorwissen und Zustimmung der Gesamtorganisation eingehen. Die andere Bestimmung richtet sich gegen den Mißbrauch, Anleihen aufzunehmen, die nicht durch Amortisation getilgt werden. Der Entwurf des Senators Sá Freire ist eines der vielen kleinen Mittel, durch die unsere Finanzen saniert werden sollen. Das soll kein Vorwurf gegen den Antrag sein, sondern wir wollen nur sagen, daß mit den kleinen Mitteln nichts erreicht werden wird. In den großen Finanzreform-Plan, den wir brauchen, müssen unbedingt auch diese Bestimmungen aufgenommen werden.

Brasilien-Literatur. „Il Munieipio di Santos“ betitelt sich eine uns durch den Einwanderungsinspektor, Herrn Dr. Loefgren, in Santos, zugegangene Schrift, die zur Propaganda in Italien bestimmt ist. Das 44 Seiten starke Heft bildet eine interessante Monographie unserer Handels- und Hafenstadt Santos, die nach allen Seiten dargestellt ist, in ihrem Klima und geographisch-topographischen Lage, in ihrer Geschichte und modernsten Fortschritten, in ihren öffentlichen Anlagen und Betrieben, Transportmitteln, ihrem Hafenverkehr und ihrer agrarischen, industriellen und kommerziellen Betätigung. Eine Reihe schöner Illustrationen ergänzt den Text. Diese treffliche Schrift ist auf Anordnung des Stadtpräfekten B. Ribeiro de Moraes e Silva hergestellt worden und wird von der Einwanderungsbehörde verschickt werden.

Der Deutsche Schulverein Villa Marianna veranstaltet am 4. August ein großes Schulfest in der Chacara des deutschen Krankenhaus-Vereins, Rua 13 de Maio 319. Im Programm sind Preissehießen, Tombola, Vorträge der Schüler und Tanzvergnügen auf Holzboden und zum Spiel der großen Bersaglieri-Kapelle aufgeführt. An Ma-

genstärkungsmitteln soll es nicht fehlen. Von Erwachsenen wird ein Eintritt von 500 Reis erhoben. Der rührige und in seinen festlichen Veranstaltungen stets glückliche Schulverein wird auch sicherlich dieses Mal wieder auf zahlreichen Besuch aus unserer deutschen Kolonie rechnen können.

Der Kaffeeexport über Santos erreichte im ersten Semester dieses Jahres einen Wert von 114.347:856\$ oder 7.623.190 Pfund Sterling, gegen 95.678:395\$ oder 6.357.440 Pfund Sterling in gleicher Zeit des Vorjahres. Der Minaskaffee, der über Santos ins Ausland ging, ist hierbei nicht eingeschlossen.

Der britische Außenhandel im letzten Jahrfünft. Nach amtlichen Daten führte das Vereinigte Königreich in den letzten fünf Jahren vom Auslande Waren in folgenden Wertmengen ein:

1907	Lstrl. 645 807 942
1908	„ 592 952 487
1909	„ 642 704 957
1910	„ 678 257 024
1911	„ 680 157 527

Die Ausfuhr wertete wie folgt:

1907	Lstrl. 426 035 083
1908	„ 377 103 824
1909	„ 378 180 347
1910	„ 430 384 772
1911	„ 454 119 398

In den Ziffern für 1908 und 1909 kommen sowohl in der Einfuhr wie in der Ausfuhr die Folgen der durch die wirtschaftliche Depression in den Vereinigten Staaten hervorgerufenen Weltkrise sehr deutlich zum Ausdruck. Seitdem hat sich der britische Außenhandel wieder gut erholt, indem die Einfuhr im Jahre 1911 verglichen mit dem der Krise vorausgegangenen Jahre 1907, das als normal bezeichnet werden kann, um rund 35 Millionen, die Ausfuhr um rund 28 Millionen Lstrl. stieg. Immer größere Bedeutung gewinnt im britischen Außenhandel der Güterumtausch des Mutterlandes mit den Kolonien und besonders die Ausfuhr nach diesen. In der Berichtsperiode bezifferte sich die Ausfuhr nach den Besitzungen wie folgt:

1907	Lstrl. 138 143 766
1908	„ 126 765 027
1909	„ 127 238 084
1910	„ 147 302 942
1911	„ 158 844 144

Ungültige Bahnkonzession. Die Kammer von Campos Novos do Paranapanema erhielt von Dr. Paulo de Moraes die offizielle Mitteilung, das Ackerbausekretariat werde die Konzession für eine Bahn vom Hauptort jenes Munizips nach einer der Stationen der Paulista, Sorocabana oder Nordwestbahn nicht anerkennen und sich das Recht vorbehalten, zur geeigneten Zeit gegen die Ausführung eines solchen Projektes Embargierung zu verlangen, da nach dem Gesetze von 1892 diese Konzessionierung in die Kompetenz des Staates falle.

Das Schwurgericht hat wieder ein Urteil gefällt, das geeignet ist, Verwunderung zu erregen. Wie unseren Lesern noch jedenfalls erinnerlich ist, brannte vor einiger Zeit in der Rua Santo Antonio eine Hutfabrik ab, die einem Guido Armando Maradei gehörte. Bei dem Brande kam eine Schwägerin des Fabrikbesitzers und ihr vierjähriges Söhnchen ums Leben. Man fand ihre verkohlten Leichen an derselben Stelle, wo sie geschlafen hatten. Verschiedene und schwerwiegende Gründe sprachen dafür, daß Maradei selbst das Feuer gelegt hatte. Er wurde verhaftet und in den Anklagezustand versetzt. Die Presse und das Publikum waren überzeugt, daß der Prozeß nur mit der Verurteilung des Ange-



klagten enden konnte, und doch wurde der Mann am Dienstag mit elf Stimmen gegen eine freigesprochen und sofort auf freien Fuß gesetzt. Die Jury war der Ansicht, daß die gegen den Angeklagten sprechenden Indizien nicht hinreichten, um seine Schuld zu beweisen.

Neue Markthalle. Die Herren Ingenieure Candido de Lacerda Cony und Tito Martins haben an die hauptstädtische Munizipalkammer ein Gesuch gerichtet, in dem sie um die Konzession bitten, hier eine große Markthalle errichten zu dürfen. Was die Herren von der Munizipalität verlangen ist sehr wenig, und was sie ihr bieten, ist sehr viel, sogar noch mehr als die Prozente der Light and Power. Sie wollen nichts mehr als die freie Ueberlassung des zum Baue der Markthalle notwendigen Grundstückes und die dreißigjährige Konzession, aus der Halle durch Vermietung Nutzen zu ziehen. Was sie bieten ist erstens ein Anteil an dem Bruttogewinn und zweitens soll die Markthalle, deren Bau fünf bis sechstausend Contos kosten soll, nach dreißig Jahren ohne weiteres in den Besitz der Munizipalität übergehen. Der von den Gesuchstellern zugestandene Gewinnanteil soll acht Prozent der Bruttoeinnahme betragen und sie rechnen nun der Munizipalität vor, wie günstig dieses Angebot sei. In dreißig Jahren werde die Munizipalität, wenn sie die eigenen Markthallen behalte, aus ihr eine Einnahme von 8.338:197\$000 ziehen, die versprochenen acht Prozent würden aber die dreifache Summe abwerfen. Nach dieser Behauptung ist der Munizipalität ein Mehr von über sechzehntausend Contos versprochen. Wenn man bedenkt, daß ihr durch die Errichtung einer privaten Markthalle alle die Auslagen abgenommen werden, welche die Instandhaltung der eigenen Markthalle verursacht, so erscheinen die versprochenen Vorteile noch viel größer, rechnet man noch hinzu, daß nach Ablauf von 30 Jahren der Stadt ein Riesengebäude dessen Bau nicht weniger als 5 Millionen kostet, ohne weiteres zufallen soll, dann muß man wirklich sagen, daß es auf der Welt doch noch recht edle, selbstlose Menschen gibt. Das Angebot der beiden Ingenieure ist so günstig, daß die Munizipalität es unserer Ansicht nach, aus purer Menschenliebe ablehnen muß, denn sie kann es nicht zulassen, daß Privatmänner für sie solche Opfer tragen. Die Herren wollen eine erstklassige Markthalle bauen, sie mit allen nur erdenklichen modernen hygienischen Einrichtungen versehen, der Stadt im Laufe von dreißig Jahren eine Mehreinnahme von 16 000 Contos verschaffen und zum Schluß noch das kostbare Gebäude überlassen. Was zu viel ist, das ist zu viel! So etwas darf die Stadt nicht annehmen. Die Ingenieure sind zu gütig, und Güte darf nicht mißbraucht werden. Lieber soll die Stadt selbst eine neue große Markthalle bauen; dann trägt sie selbst das Risiko und bedarf nicht der Millionen, die ihr die beiden Herren Ingenieure versprechen.

Ueber die Waldbaumschule, welche die Companhia Paulista in Rio Claro besitzt, finden wir noch weitere interessante Details. Der Waldgarten hat nicht weniger als 460.000 Bäume in 40 bis 50 verschiedenen Arten, Eukalyptus nicht eingerechnet. Man zieht die verschiedenen Sorten, um zu beobachten, welche im hiesigen Boden und Klima die besten Resultate ergeben. Die große Eukalyptusanlage dient der Gesellschaft für Bahnschwelienlieferung, die jetzt jährlich schon 300 Contos erreicht. Außerdem liefert die dortige Fazenda der Gesellschaft auch Kaffee. Wie die Companhia Paulista selber, zeichnet sich auch ihr „Horto Florestal“ durch eine sehr geschickte Leitung aus.

Die „Brazilian Traction Light and Power“, in Toronto, Kanada, mit 120 Millionen Dollars gegründet, hat, nach Telegrammen aus London, durch Zirkular den Vorschlag gemacht, die Aktien der Rio de Janeiro Tramway Light and Power und die der São Paulo Tramway sowie der São Paulo Electric Company gegen Titel der neuen Gesellschaft umzutauschen.

Neue Eisenbahn. Die Comp. Estrada de Ferro dos Campos do Jordão hat mit Sebastião de Oliveira Damas den Bau der Zweiglinie von Pindamonhangaba nach Villa Jaguaribe, in Campos do Jordão, abgeschlossen. Die Linie soll in eineinhalb Jahren fertig sein.

Neue Dampfer. Der Norddeutsche Lloyd hat sechs neue Dampfer von je 14 000 Tonnen in Auftrag gegeben. Diese Dampfer sind alle für den Südamerika-Dienst bestimmt. Sie werden alle eine Geschwindigkeit von 15 Knoten in der Stunde haben und mit allen modernen Einrichtungen ausgestattet sein. Die Dampfer werden 180 Passagieren der ersten, 140 der zweiten und 1800 der dritten Klasse Platz bieten können. Der Entschluß des Norddeutschen Lloyd, seine Südamerika-Flotte zu vermehren, ist mit Freuden zu begrüßen.

Der Automobilmus nimmt in São Paulo jetzt mit Riesenschritten zu. Gegen tausend Stück dieser Kraftwagen durchsauen tagtäglich unsere Stadt und das ist für hier sehr viel, zumal unserem Stadtzentrum geräumige Avenidas fehlen, wo sich dieser Schnellverkehr hinziehen und abwickeln kann. Hier drängt sich alles in den engen Straßen zusammen, in denen der Verkehr noch durch die vielen Kreuz- und Querstraßen und Gäßchen erschwert wird und nicht zum wenigsten dadurch, daß in diesen engen Straßen überall die Linien der elektrischen Bonds doppelt liegen. Aber noch ein weiteres schwieriges Problem sind die Standplätze für die Automobile. Natürlich sollen diese möglichst zentral sein, aber wo? Ein sprechendes Beispiel von dieser Not stellt uns der kleine Platz dar, wo die Rua Alvares Penteado in die São Bento einmündet und wo die Automobile so zusammengedrängt stehen, daß kaum die Fußgänger durchkommen. Zutreffend ist die Idee, zu diesem Zwecke den Largo São Bento auszunutzen, ihn ganz zu pflastern, so daß 40 und mehr Kraftwagen dort stationiert werden können. Jetzt sieht dieser Platz so wie so etwas verwildert aus und ist keine Zierde der Stadt. In der geplanten Anwendung wird er sich aber sehr nützlich erweisen.

Ein Bruder, der alles verspielte. Der syrische Kaufmann Milan Azer Maluf, der in der Rua Florencio de Abreu 29 ein bedeutendes Geschäft hat und nach dem Innern große Warenmengen verschickt, hatte seinen in Jaboticabal wohnhaften Bruder José Azer Maluf mit dem Inkasso seiner Ausstände in jener Gegend beauftragt. In der ersten Zeit erledigte José diesen Auftrag zur Befriedigung seines Bruders. In letzten Zeit aber fing es damit an zu hapern. Milan schrieb manche Briefe, erhielt aber weder Geld noch Antwort. Als er selber nach Jaboticabal reiste, vernahm er, daß José in São Paulo war, ohne ihn zu besuchen. Endlich aber traf er ihn. Als er Abrechnung und Geld verlangte, versuchte der Bedrängte alle möglichen Ausflüchte, gab aber schließlich zu, er habe in den Spielhäusern von Ribeirão Preto, Franca und anderen Orten des Innern den ganzen Betrag der gemachten Einkassierungen, nämlich 15:581\$100 verloren. Ueber diese Untreue erbost, übergab Milan seinen Bruder der strafenden Gerechtigkeit. Aber nach berühmten Mustern muß ja auch dieser liederliche Bursche einstimmig freigesprochen wer-

den. Denn wenn das mit dem Alcides da Costa, der 90 Contos gemaust und verspielt und verschleudert hatte, geschah, so muß es bei einem, der nur 15 Contos verspielte, um so eher geschehen. Oder kommt da, für letzteren erschwerend in Betracht, daß er ein Syrier ist, Alcides aber ein echtes Landeskind von hier? Es ist leider nur zu wahr, daß man hier bei unserer Justiz wirklich ebenfalls sagen kann: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch lange nicht dasselbe.

Lehrerstelle zu besetzen. In der Kolonie „Nova Odessa“, Munizip Campinas, ist die Lehrerstelle der Escola da Cooperativa zu besetzen und im Patronato Agricola die Liste zur Anmeldung für die bezügliche Prüfung während 15 Tagen aufgelegt. Die Bewerber haben am 5. August Examen zu bestehen in Portugiesisch, Kaligraphie, Arithmetik, Geographie, brasilianische Geschichte und in den Grundbegriffen des landwirtschaftlichen Unterrichtes. Der Gehalt beträgt 200 Mil, für nicht diplomierte Lehrer 150 Mil.

Das Budget des Ackerbauministeriums, das gegenwärtig in der Kammer zur Genehmigung aufliegt, weist in den wenigen Jahren seit 1910 eine gewaltige Vermehrung der Ausgaben auf, wie folgende Ziffern beweisen:

1910	17.423:843\$	Papier	900:000\$	Gold
1911	17.492:895\$	„	1.150:000\$	„
1912	24.224:856\$	„	900:000\$	„
1913	26.406:338\$	„	1.200:000\$	„

Die Vorlage des Ministers bezifferte sich auf . . . 24.926:336\$ Papier und 1.200:000\$ Gold. Die Kammerkommission ist noch um 1.500:000\$ höher gegangen. So würde die Steigerung des Ausgaben in diesem einen Ministerium innert 4 Jahren nicht weniger als 9.000:000\$ Papier betragen. Wenn auch die Betätigung der Behörden für Förderung der Landwirtschaft aner kennenswert ist, so kann man sich doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß denn doch verschiedene Budgetposten allzusehr belastet sind und ihre Aufwendung durch ihre Leistungen nicht voll aufgewogen werden. So sind das sehr fette Posten, wenn für den landwirtschaftlichen Unterricht allein 4.384:311\$ angesetzt sind, dazu noch für kontraktlich angestelltes Personal 250 Contos, für das zootechnische Institut 640:400\$, für den Veterinär dienst 1.768:720\$, ferner 2.281:000\$ für Indianerkolonien und Arbeitsvermittlung für Einheimische, ja sogar 360:000\$ für Automobildienst. Unsere Herren vom Landwirtschaftsministerium haben es wirklich sehr eilig, daß sie ihrem Dienste nur noch mit der tausenden Eile des modernen Kraftwagens nachkommen. Das kann ja auch nur in einem Lande geschehen, wo man Kartoffeln dreimal im Jahre pflanzt.

Ueber unseren Kaffee in Frankreich hat der paulistaner Kommissär in Paris, Dr. Firmino Pinto, an den Ackerbausekretär einen ausführlichen Bericht geschickt. Diesem sind auch viele Muster von koffeinlosem Kaffee und von den verschiedenen Kaffee fälschungen und Surrogaten beigefügt, die als interessante Muster ins Handelsmuseum geschickt werden. In dem Berichte macht der Kommissär einen beachtenswerten Vergleich über die Preissteigerung der verschiedenen Lebensmittel und stellt dabei fest, daß seit dem Mai vorigen Jahres bis zum Datum des Berichtes der Kaffeepreis um 17 Prozent stieg, gleichzeitig aber auch der von Zucker um 22 Prozent, von Alkohol um 8, von Roggen um 24, von Weizen um 12, von Mais um 47 Prozent, daß also die Kaffeepreissteigerung nichts außerordentliches ist, sondern dieser Artikel nur der allgemeinen Tendenz des Konsumartikelmarktes gefolgt ist. Ferner behandelt der Bericht auch ein-

gehend die Fälschungsindustrie, die sich jetzt gerade im Kaffecartikel wieder so sehr ausgedehnt hat. Alle möglichen Früchte werden dazu benützt, Bohnen, Hafer, Roggen, vor allem aber Zichorie, die in Cambrai in großem Maßstabe angebaut und in Frankreich unter verschiedenen Namen in den Handel kommt, unter Anwendung der ausschweifendsten Reklame. Der Preis dieses Surrogates stellt sich per 100 Kilos auf 70 bis 80 Francs. Wie schon aus diesen Angaben hervorgeht, hat unser Kommissär in Paris eine recht lehrreiche Arbeit geliefert, deren Ausführungen Beachtung verdienen. Welchen Umfang übrigens im europäischen Kaffeekonsum die Surrogate einnehmen, darauf weist auch der neueste Bericht unseres Ackerbausekretärs (Seite 85) hin, wonach schon in 1907 in Europa nicht weniger als 441.651.800 Kilos Surrogate konsumiert wurden, die 9.201.079 Kilos Kaffee ersetzen, also gerade soviel, wie die paulistaner Ernte beträgt. Dazu erwartete man in 1910-11 noch eine Steigerung des Surrogaten-Konsums um 45 Millionen Kilos. Wir stehen also hier vor einer Sache von höchwichtiger Bedeutung.

Der deutsche Schulverein Mooca-Braz, welcher die Deutsche Schule in der Rua Brigadeiro Machado Nr. 82 ins Leben gerufen und damit die höchst lobenswerte Aufgabe sich gestellt hat, tatkräftig mitzuwirken an der Auffrischung und Erhaltung unserer Muttersprache, veranstaltet am Sonntag den 8. September sein erstes Schul- und Stiftungsfest. — Weh mußte es jedem Volksfreunde tun, bei der starken deutschen Bevölkerung, die Vorstädte Mooca-Braz bis vor ca. einem Jahre ohne eine geeignete Deutsche Schule zu begeben. Nun, es ist geworden. Was den deutschen Anwohnern fehlte, ist in der Hauptsache erreicht! Die Schule Mooca-Braz hat sich zwar einen bescheidenen, doch eines stetig zunehmenden Zuspruches zu erfreuen gehabt, und auf dieser soll es weiter aufwärts gehen. — Dem Vorstand ist es aber feste Ueberzeugung, daß ein anhaltender Aufschwung der Schule nur möglich ist, wenn sich Freunde und Gönner finden, die den Vorstand in seinem Streben unterstützen und hochherzig zu dem geplanten Volksfeste, dessen Reingewinn zur Erhaltung und Weiterentwicklung sehr nötig ist, durch edle Spenden und Gaben beitragen. — Viel Wenige machen ein Viel, vereinte Kräfte führen zum Ziel. Sehs.

Eine deutsch-brasilianische Handelsliga ist dieser Tage in Berlin gegründet worden, worüber der Landwirtschaftsminister Pedro de Toledo eingehende Information erhalten hat. Große Handels- und Industrie-Firmen sowie mit Brasilien befreundete Privatpersonen nehmen an dieser Vereinigung teil, deren Unkosten durch einen jährlichen Mitgliedsbeitrag von 100 Mark bestritten werden, ohne daß die deutsche oder brasilianische Regierung sie mit Subventionen unterstützen. In der ersten Versammlung, der auch der brasilianische Gesandte und verschiedene Pressevertreter von Berlin beiwohnten, wurde der Vorstand gewählt. Die deutsche Presse spricht sich über diese Gründung sehr lobend aus. Man hofft, daß durch die Initiativen dieser Vereinigung die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern großen Nutzen ziehen. Uebrigens ist diese Liga genau eine Nachbildung der vor Jahresfrist ebenfalls in Berlin gegründeten „Deutsch-argentinischen Vereinigung“, welche genau dieselben Zwecke verfolgt und die bedeutendsten Firmen, die sich am deutschen Handel mit Argentinien beteiligen, als Mitglieder zählt und deren Beitrag jährlich wenigstens 100 Mark beträgt. Eine Zweig-Vereinigung von dem Berli-

ner Hauptverein existiert auch in Buenos Aires. Die deutsch-brasilianische Handelsliga wird wohl auch hierin dem Vorbilde folgen und in unseren brasilianischen Handelszentren Sektionen bilden, welche mit dem Verein in Berlin zusammenarbeiten. Jedenfalls ist diese neue Vereinigung im Interesse beider Länder sehr zu begrüßen und wird zweifelsohne auch in unserer hiesigen deutschen Kolonie reges Interesse und Anschluß finden.

Die Initiative zu dieser Gründung ging vom Direktor der „Südamerikanischen Rundschau“, Herrn Georg Flachsbart, und Arthur Hermsdorf, Gerent der „Deutsch-Südamerikanischen Gesellschaft“, aus. In den ersten Vorstand wurden gewählt: Herr Georg Maschke, Exdirektor der Brauerei Brahma in Rio, Präsident; Herr Gregorius, Vertreter der Firma Theodor Wille u. Comp. in Berlin, Kassierer; Herr Georg Flachsbart, Sekretär, und Herr General von Alten und Herr Konsul Heinz, Direktoren.

Gleichzeitig melden Rio-Blätter, von deutschen Exportfirmen würden jetzt eifrige Anstrengungen gemacht, um zwischen Deutschland und Brasilien einen Handelsvertrag zustande zu bringen, in dem Deutschland verschiedenen brasilianischen Produkten bedeutende Zollerleichterungen gewähre, wogegen es von Brasilien wieder Importerleichterungen erhalte, welche die an Nordamerika gewährten Konzessionen ausgleichen. Denn auch in Brasilien betrachtet Deutschland als seinen ernstesten Rivalen die Yankees.

Eine Inspektionsreise durch die Kolonien tritt heute der italienische Generalkonsul, Comendador Pietro Baroli, an, um sich über die Verhältnisse zu informieren, in denen seine Landsleute in der westlichen und südlichen Zone unseres Staates leben. Er begibt sich zuerst nach Jahu, dann nach Bauru, Lençoes, S. Manuel, Botucatu und anderen wichtigen Ackerbaudistrikten. Die Reise wird bis Ende dieser Woche dauern.

Medizinische Fakultät. Seit längerer Zeit besteht schon der Plan, in São Paulo eine medizinische Fakultät zu gründen. Dieser Plan beginnt jetzt greifbare Gestalt anzunehmen, denn in den nächsten Tagen soll von dem Leader der Majorität, Herr Dr. Fontes Junior, in der Kammer ein Gesetzesprojekt eingebracht werden, das der Regierung die Erlaubnis erteilt, die Fakultät ins Leben zu rufen und zugleich auch den zu diesem Zwecke notwendigen Kredit bewilligt. Wenn dieses Projekt, wie erwartet wird, durchgeht, dann wird São Paulo schon 1913 eine neue Hochschule besitzen.

Die Sorocabana Railway hat aus Nordamerika 24 Wagen erster Klasse erhalten, die jetzt in den Werkstätten der genannten Gesellschaft montiert werden können.

Zum Schulfest in der Kolonie Campos Salles, das am 25. August stattfindet, erhielten wir eine freundliche Einladung, die wir bestens verdanken.

# Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

2747

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine

## Spielwaren-Abteilung

unsern Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u Musikapparate  
von 65\$000 aufwärts

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

## Bundeshauptstadt.

Die „Companhia Cinematographica Brasileira“ hat den Parque Fluminense käuflich erworben. Nach der Durchführung einiger Verbesserungen, die die neue Besitzerin vorzunehmen gedenkt, wird der Parque Fluminense zu einer sehr angenehmen Unterhaltungsstätte werden.

Haßlocher über die Ehescheidung. Auf Antrag von Rego Medeiros wurde in der Kammer beschlossen, den Bericht des verstorbenen Abgeordneten Germano Haßlocher über die Ehescheidung endlich im „Diario do Congresso“ erscheinen zu lassen.

Bonnots in Rio de Janeiro. Am Freitag abend wurde hier ein Ueberfall ausgeführt, der in mancher Hinsicht an die Taten der Bönnot'schen Bande in Paris erinnert. Um sechs Uhr abends traten in die Wechselstube des Herrn A. Hagenauer an der Praça 15 de Novembro drei Männer und verlangten Fahrkarten für den Dampfer „Halle“. Plötzlich warf einer von ihnen Herrn Hagenauer eine handvoll Sand in die Augen und schlug auf ihn ein, ihm an mehreren Stellen schwer verletzend, währenddessen versuchten die anderen zwei, das Schaufenster auszuräumen, aber dem Angestellten des Herrn Hagenauer gelang es, auf die Straße zu kommen und um Hilfe zu rufen. Eine große Menschenmenge eilte heran und die Banditen ergriffen die Flucht. In der Rua Visconde de Itaboraí wurde einer von ihnen verhaftet, ein anderer mischte sich unter die Menge und entkam und der dritte erschoss sich, nachdem er auf seine Verfolger drei Schüsse abgegeben hatte, in der Rua S. José. Bei dem Verhafteten, der seinen Namen mit Franz Schmidt angibt, wurde eine Browning-Pistole gefunden. Der Selbstmörder soll Adam Petrak geheißten haben und der Entkommene Adolf Petrak. Alle drei werden für Holländer gehalten.

Industrie. Einige Paulistaner Kapitalisten wollen in Araras eine Fabrik für Schuhwaren errichten. Zu diesem Zweck haben sie die dortige Munizipalkammer um Ueberlassung eines Bauplatzes, Befreiung von der Munizipalsteuer für zehn Jahre und um eine Beihilfe von 15 Contos gebeten.

Bundesmonopol für Funkentelegraphie. Der nationale Verkehrsminister teilt unserem Staatspräsidenten mit, er werde demnächst die Bundesjustiz durch Zirkular auffordern, daß sie für strenge Einhaltung des Artikels 9 Paragraph 4 der Bundesverfassung Sorge, der gegenwärtig durch einige Staaten verletzt werde, die an Private die Erlaubnis erteilen, Stationen für Funkentelegraphie zu errichten. Durch diese Privatstationen werde das Geheimnis der Funkentelegraphie zerstört. Eine gleiche Maßnahme sei auch von der Regierung der Vereinigten Staaten gegen die privaten Funkenstationen ergriffen worden.

Enteignungsgesetz. Der Staatskongreß wird noch dieses Jahr ein neues Gesetz betreffend die Enteignungen ausarbeiten. Dieses Gesetz wird das Bundesgesetz über denselben Gegenstand zur Vorlage haben, es aber nur stellenweise verwerten. Hoffentlich wird das neue Gesetz so ausgearbeitet, daß es die Handhabe bietet, bei den notwendig gewordenen Enteignungen das Interesse des Fiskus zu wahren.

Protest gegen die Ernennungen. Am Dienstag hielten die Bundesdeputierten Mario Hermes, Moniz Sodré, Floriano de Britto, Raphael Pinheiro, Cunha e Vasconcellos, Nicanor de Nascimento, Octavio Mangabeira, Felinto de Araujo und Manuel Reis in einem kleinen Saale des Kammerge-

bäudes eine „geheime Sitzung“ ab. Die Zeitungsreporter wollten natürlich sofort wissen, um was es sich handelte, denn die Versammelten haben ja alle Ruf und Namen und man muß sie mit Aufmerksamkeit beobachten. Mario Hermes ist jedem Reporter interessant, Raphael Pinheiro, der Zeitungsstürmer von Bahia ebenfalls, Cunha e Vasconcellos, genannt Surucucú u. Floriano de Britto sind Helden von Pernambuco und Nicanor de Nascimento erinnert sofort an die „Camisas Pretas“ und an die „Quinca Bombeiros“ — ist also auch sehr interessant. Es handelte sich wohl um eine geheime Sitzung, aber Geheimnisse sind nun einmal dazu da, ausgeplaudert zu werden und so erfuhr man auch ohne große Mühe, über was diese „Väter des Vaterlandes“ gesprochen haben. Diese Herrschaften hatten sich darüber aufgeregt, daß die Regierung in der letzten Zeit Leute zu Beamten ernannt hat, die nicht zur Partei gehören. Nach der Ansicht dieser „Cadets de Gascogne“ geht das nicht und deshalb haben sie beschlossen, gegen die Ernennungen zu protestieren. Floriano de Britto sagte zu dem ihn ausfragenden Reporter: „Die Regierung muß bei den Ernennungen die Parteipolitik berücksichtigen und das hat sie nicht getan.“ Das ist eine interessante Auffassung, die registriert zu werden verdient. Diese Deputierten, die zwar anerkannt, aber nicht gewählt sind, wollen der Regierung Vorschriften machen, welche Leute sie zu Beamten ernennen darf und welche nicht. Das ist ein Zeichen, daß wieder eine Jakobinerpartei in Bildung begriffen ist, die von der früher bestandenen Partei dieser Art nur darin abweichen dürfte, daß sie nicht wie die alte, Männer an der Spitze haben wird, die irgend etwas bedeuten.

Unser Klima charakterisiert sich bekanntlich gerade in dieser Jahreszeit durch sehr große Temperaturstürze während der kurzen Frist von 24 Stunden. Das zeigt sich auch wieder aus den neuesten Notierungen der meteorologischen Stationen. Am 18. ds. hatten wir in den folgenden Ortschaften nachstehende Temperaturextreme:

	Maximum	Minimum
São Paulo	23.5	7.4
Santos	25.3	15.1
Campinas	25.0	8.5
Ribeirão Preto	27.7	5.5
São Carlos do Pinhal	25.6	7.2
Taubaté	23.8	7.4
Piracicaba	28.0	7.0
Rio Claro	29.4	5.2
Bragança	28.0	5.0
Avaré	26.8	6.2
Ytú	23.0	11.0
Iguarapava	29.0	12.0

Hieraus ergibt sich, daß die Temperaturunterschiede im allgemeinen sehr große sind, in den Küstengebieten zwar etwas mäßiger, zirka 10 Grad, im Innern aber, je nach der Höhenlage und sonstigen lokalen Verhältnissen, sehr bedeutend, in der Staatshauptstadt 16.1, São Carlos do Pinhal 18.4, in Piracicaba 21.1, Ribeirão Preto 22.2, in Bragança 23 und in Rio Claro sogar 24.2 Grad. Natürlich erheischen solche Temperaturveränderungen auch besondere sanitäre Regeln und große Vorsicht, um die schädlichen Einflüsse des raschen Wechsels auf den menschlichen Organismus zu vermeiden.

Eisenbahnen. Der Verkehrsminister erhielt von dem Intendenten der Riograndenser Grenzstadt Sant'Anna do Livramento folgendes Telegramm: „Heute, 16., um zwei Uhr nachmittags kam bei Prüfung der Linie eine fremde Lokomotive nach Livramento. Da dieses zum ersten Male in Brasilien geschieht, benutze ich den Anlaß, um Ihnen meinen

Glückwunsch auszusprechen.“ Am 16. Juli 1912 ist also die erste nichtbrasilianische Lokomotive über die brasilianische Grenze gefahren; die Eisenbahnverbindung mit dem Auslande, mit Uruguay ist hergestellt und jetzt kann man, wenn das gerade Vergnügen macht, auf dem Landwege von Rio de Janeiro nach Montevideo fahren.

Von der Marine. Der Marinechef erhielt von dem Kommandanten der Panzerdivision, Kontreadmiral Baptista Franco die radiographische Mitteilung, daß die Dreadnoughts „São Paulo“ und „Minas Geraes“ ohne Zwischenfall die Höhe von Santa Catharina erreicht haben. Die Schiffe fuhrten mit einer Geschwindigkeit von elf Knoten in der Stunde.

Schiffahrt. Der Verkehrsminister wird den früheren Inspektor des Zollamtes von Rio de Janeiro, Herrn Adolpho Fortunato Hasselmann, nach Europa schicken, um daselbst die Mittel zu studieren, wie die Schiffahrt zwischen der alten Welt und Brasilien zu heben wäre. Herr A. F. Hasselmann wird sich in Europa mit den Direktoren der Schiffahrtsgesellschaften in Verbindung setzen und nach Beendigung seiner Mission dem Verkehrsministerium einen Bericht vorlegen.

In unrichtige Hände gekommen sind die 6 Contos, welche der Landwirtschaftsminister dem Monsenhor Dr. Gian. Giacomo Cocco, Direktor der Sociedade de Missionarios de Emigração, zugeacht hatte. Die Anweisung, das Geld abzuheben, war in die Hände von Octacilio Lopes und Jeronymo Naylor gelangt und damit haben diese es bewerkstelligt, auch das Geld zu bekommen. Der Staatsanwalt hat nun gegen sie die Strafklage erhoben, aber dem Herrn Monsenhor wird die wohl nicht mehr zu seinem Gelde verhelfen.

Das muß eine prächtige Flitterwoche geben! Bei den zwei Alten nämlich, die am 19. ds. in Nietheroy geheiratet haben. Der kühne Bräutigam, Tomé Nunes Vieira, hat nämlich 100 Altersjahre und seine holde Braut, Florentina da Conceição, nur 5 Jahre weniger, nämlich 95 Jahre.

Unberechtigtes Inkasso. Der Finanzminister hat nochmals die Firma Souza Machado u. Cia. aufgefordert, den Betrag von 18:750\$ zurückzuerstatten, welche sie mittelst falscher Prokura von der Amortisationskasse als Zinsen von Apolicon einzog, die auf den Namen Carlos Guilherme Reingantz zugeschrieben sind. Genannter Firma ist die Frist von 5 Tagen gestellt.

Für die Schiffahrt auf dem Amazonas ist eine neue Konkurrenz ausgeschrieben. Es haben sich darauf nur zwei Gesellschaften, The River Steam Navigation Comp. und Companhia de Navegação de Amazonas, gemeldet.

Eine Kommission deutscher Kapitalisten, bestehend aus den Herren Victor Remer, Kaufmann in Rio, J. H. Hoeffgen, Bergwerkdirektor in Düsseldorf, und Kopp, hatten gestern mit dem Verkehrsminister eine längere Besprechung über die Erstellung von Eisenschmelzöfen in Brasilien. Der Minister versprach, die Angelegenheit näher zu studieren.

Zur Förderung der Viehzucht. Eine Anzahl Viehzüchter in Pará hat an den Ackerbauminister eine Eingabe gemacht, in der ersucht wird, die Bundesregierung möge in Belém eine Station für Aklimatisierung und Immunisierung von importiertem Rassevieh errichten, wobei die Züchter für das Vieh ein Taggeld bezahlen würden. Die Gesuchsteller machen den Minister auf die große Wichtigkeit auswärtigen Zuchtviehs für die Verbesserung der einheimischen Rassen aufmerksam, gleichzeitig aber auch auf die Schwierigkeiten für den Einzel-

nen, solches Vieh zu beschaffen, da die klimatischen Unterschiede dabei ins Gewicht fallen. Selbst in Viehzuchtsländern wie Argentinien, wo die Aklimatisierung viel leichter ist, hat man von staatswegen solche Institute errichtet. Die Anregung der paraëner Viehzüchter verdient entschieden Unterstützung.

Von der Flottenrevolte in 1910 her fand vorgestern wieder eine Sitzung des Kriegsgerichtes statt, bei der João Candido und 9 seiner Genossen abgeurteilt werden sollten. Die Sitzung fand in einem Saale des früheren Marinespitals der Ilha das Cobras statt. Obwohl die Sitzung öffentlich war, erschien kein Publikum; die Sensation ist schon in völlige Vergessenheit geraten. Den Vorsitz führte Admiral João Adolpho dos Santos, Mitglieder des Gerichtes sind: Kapitän Arthur Alvim, Fregattenkapitän Pedro Frontin, die Korvetten-Kapitäne Severino Maia und Wenceslau Caldas und Ingenieur-Maschinist Carlos Alves de Siqueira. Der Advokat von João Candido wies auf verschiedene Unregelmäßigkeiten dieses Prozesses hin. Schließlich wurde auch die Frage aufgeworfen, wo denn die anfänglich in diesem Prozeß Eingeklagten hingekommen seien. Von den 60 Angeklagten sind 42 vom Prozeß ausgeschieden, 10 existieren nicht mehr, 5 sind „extraviados“, einer starb am Hitzschlag, 2 wurden erschossen. Da sich der Gerichtshof mit der Auskunft „não existem“ und „extraviados“ nicht zufrieden geben kann, wurde ein Antrag angenommen, vom Generalstab der Marine nähere Auskunft einzufordern und den Prozeß auf eine neue Sitzung vom 30. ds. zu verschieben, da auch von den 8 vorgeladenen Zeugen keiner erschienen war. João Candido beklagt sich in keiner Weise über die Behandlung, die ihm nun zuteil wird.

Juristenkongreß. Am Sonntag abend gaben Marschall Hermes da Fonseca und Frau Gemahlin den fremden Delegierten zum amerikanischen Juristenkongreß im Guanabara-Palast einen Empfang. Die Gäste erschienen um etwa zehn Uhr abends. Außer den Delegierten waren fast alle Diplomaten anwesend, sowie auch Offiziere des brasilianischen Heeres und der Marine, Politiker, Richter und Staatsmänner; nur der Minister des Innern fehlte. Die Abwesenheit Dr. Rivadavia Corrêas fiel allen auf; aber noch mehr fiel auf, daß Armenio Jouvin zu diesem Empfang erschienen war.

Eine Anti-Tabak-Liga ist die neueste Vereinsgründung in unserer Hauptstadt. Genau 33 mannhaft Jünglinge haben sich zu diesem Bunde zusammengeschlossen, mit dem feierlichen Schwur, nie mehr einen Tabak-Glimmstengel oder eine Pfeife in den Mund zu nehmen und auch andere Mitmenschen von der permanenten Nikotinvergiftung zu erlösen. Der Vorstand der Liga ist also zusammengesetzt: Hauptmann Alamino Mendes, Präsident; Luiz Fernandez de Oliveira, Vizepräsident; Carlos Victorino da Cruz, 1. und Bacharel Luiz Lisboa Rosa, 2. Sekretär; Major Ignácio Manoel de Paula Antunes, Kassierer.

Ein „verhafteter“ Dampfer. Die Firma Guggenheim u. Comp. in der Rua Clapp hat durch den Richter den „Celtic King“ in Beschlagnahme setzen lassen, da sie für denselben verschiedene Ausgaben in der Höhe von 19 Contos gemacht, sogar das Personal an Bord bezahlt habe.

Eine Emission von 105.000 Contos in Schatzscheinen war dieser Tage erfolgt zur Deckung verschiedener dringender Ausgaben, so für eine Teilzahlung von 13.000 Contos für den Bau des Panzerschiffes „Rio de Janeiro“, 26.275 Contos für die Verlängerungsbauten der Zentralbahn etc.

Sammlung für „Riachuelo“. Unseren Lesern wird noch erinnerlich sein, daß vor 2½ Jahren eine Volkssammlung eingeleitet wurde, um der Regierung die Anschaffung eines vierten Panzerschiffes „Riachuelo“ möglich zu machen. Nach der letzten Flottenrevölte hörte die Sammlung von selbst auf und man hörte längere Zeit nichts mehr von ihr. Jetzt erfährt man so vorübergehend, daß das gesammelte Geld für andere Zwecke verwendet werden soll. Manche Komitees haben das Geld an Schulen überwiesen, einige haben es für andere wohltätige und nützliche Zwecke verwendet und andere haben die Summen wieder an patriotische Institutionen überwiesen. Das Komitee in Ceará hat nun den Plan gefaßt, das für den Bau eines neuen Kriegsschiffes eingegangene Geld zur Errichtung von Standbildern für Rio Branco und José de Alencar zu verwenden. Auf diese Weise kommt der leider noch immer zu wenig beachtete Dichter der „Iracema“ und des „Guarany“ zu einem Denkmal.

Testament Quintino Bocayuvas. Das Nachlaßgericht hat mit der Aufnahme des Inventars Quintino Bocayuvas begonnen. Die Nachlaßabhandlung ist sehr leicht, denn der alte Senator hat nichts hinterlassen, um was die Erben sich streiten könnten. In seinem Testament erklärt er, daß er schon als Gymnasiast den Indianernamen „Bocayuva“ angenommen habe (früher hieß er Ferreira de Souza) und dieser Name selbstverständlich von seinen Nachkommen beibehalten werden soll. Sein Vermögen bezeichnet er mit „eventuelle Werte“ und diese Werte sind sehr gering. Sie bestehen in einigen Aktien des „Banco de Credito Brasileiro“ — „gegenwärtig ohne Wert“, fügt Quintino Bocayuva hinzu, einigen Ländereien am Rio Parahyba im Staate Rio de Janeiro, die dem Verstorbenen zusammen mit den Erben seines Freundes, Bernardo Cayuai gehörten, und schließlich die Fazenda „Santa Helena“ im Munizip Pindamonhangaba, Staat S. Paulo, die dem „Banco Hypothecario“ hypothekiert ist. Ein Nachlaß ist also gar nicht vorhanden, denn die paar Aktien der Kreditbank, die Ländereien am Rio Parahyba und die Fazenda sind keine Werte. Trotzdem sagt Quintino Bocayuva in seinem Testament, daß seine Nachkommen von der Republik keine Pension oder sonstige pekuniäre Hilfe erbitten dürfen. Dieses Testament vermacht wenig, sagt aber sehr viel — es sagt, daß auch die brasilianische Republik Männer gehabt hat, die die Kunst verstanden haben, Positionen einzunehmen und doch arm zu sterben.

Das Notariat Fonseca Hermes. Wie erinnerlich, wurde vor kurzem dem Bruder des Bundespräsidenten, Fonseca Hermes, vorgeworfen, daß er sich auf eine illegale Weise bereichert habe. Der Herr verteidigte sich und wies nach, daß man sich über seinen Reichtum nicht zu wundern brauche, denn sein Notariat bringe soviel ein, daß er reich werden müsse. Darauf brachte Irineu Machado in der Bundeskammer den Antrag ein, dieses Notariat, das nach den Aussagen seines Inhabers jährlich mehrere hundert Contos abwirft, in drei zu teilen. Alles war auf den Ausgang dieser Angelegenheit gespannt, denn mit diesem Antrag schien Irineu dem Leader der Majorität eine gute Falle gelegt zu haben. Jetzt hat nun die Kammerkommission für Verfassung und Justiz über das Projekt ihr Gutachten dahin abgegeben, daß es abzuweisen sei. Die Kammer wird Herrn Fonseca Hermes keine Hindernisse in den Weg legen und er wird nach wie vor sein Notariat behalten können, das ihm über 300 Contos jährlich abwirft.

## Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung des Vexier-Bildes:

Bild links drehen, dann ist der Kolonist zwischen den Blättern rechts am Rande zu sehen.

Auflösung des Bruchstück-Rätsels:

Herbert, Jambus, Meise, Muff, Elias, Legat, Flicker, Aurich.

Himmelfahrtsfest.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels:

R B (Erbe).

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Marmorbüste.

Auflösung der Seherz-Rätsel:

1. Gibraltar. 2. Halunken. 3. Guirlanden.

Auflösung des Wort-Rätsels:

Auto.

Gemüse-Versteck-Rätsel.

1. Als der Major antreten ließ, fehlte niemand.
2. Die Spargelder wurden sicher angelegt.
3. Laura, die Schenkung nehme ich gern an.
4. Kameraden, wir singen jetzt das erste Lied.
5. Er blieb ohne Erlaubnis länger aus.

In jedem der vorstehenden 5 Sätze ist ein Gemüse versteckt enthalten.

Zahlen-Rätsel:

1 2 3 4 5 6 7 8 9	Staatsform
2 5 4 3 8 9 5	Herrschergeschlecht
3 2 4 7	Alttestamentische Person
4 5 1 9 3 8 9 3	Land in Vorderasien
5 8 9 1 9 3	Lederstreifen
6 7 4 3	Tatarenfürst
7 4 1 1 9 5	Handwerkszeug
8 5 2 3 8 9	Versteckter Spott
9 1 1 4	- Weiblicher Personennamen

Rätsel:

Ich bin ein brummiger Geselle  
 Und geh' im schlichten, braunen Frack,  
 Tag sind und Sonne mir zu helle,  
 Verhaßt ist mir das Menschenpaek.  
 Ich glaub', der Haß ist gegenseitig,  
 Man wünscht zu allen Teufeln mich;  
 Gar vieles von den Menschen leid' ich,  
 Und sie — sie leiden viel durch mich!  
 Die Kinder haben mich sehr gerne,  
 Doch dank' ich für die Freundlichkeit,  
 Ich sel' sie lieber aus der Ferne,  
 Denn sie tun mir gar viel zu leid'.  
 Ich bin bekannt als starker Fresser  
 Und bin doch Vegetarier nur,  
 Nur wen'gen Wesen schmeckt es besser,  
 Ich schnabelier' in einer Tour.  
 Mag nichts als schlafen oder fressen  
 Und mich erfreun im Dämmerlicht;  
 Mein Leben ist ja kurz bemessen,  
 's ist nur ein kleines Lenzgedicht!

Abstrich-Rätsel.

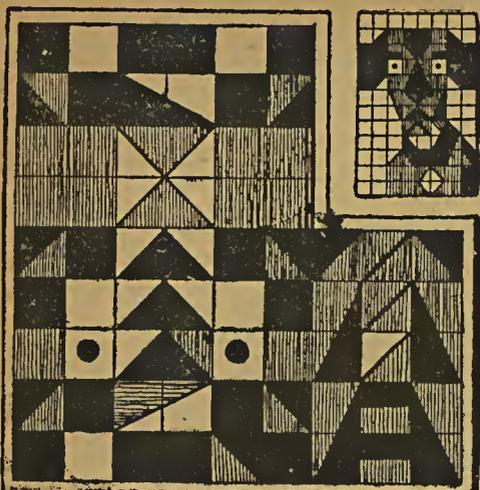
In den nachstehenden Worten:

Hader Mehl Karl Milch Paste Mark Anna Wimar  
 Eidam Leine Macht Kasten Gabe Trost Bogen  
 sollen je zwei Buchstaben, einerlei an welcher Stelle,  
 gestrichen werden. Die verbleibenden Buchstaben



sind alsdann zu 7 Worten zusammenzuziehen, die ein Sprichwort ergeben.

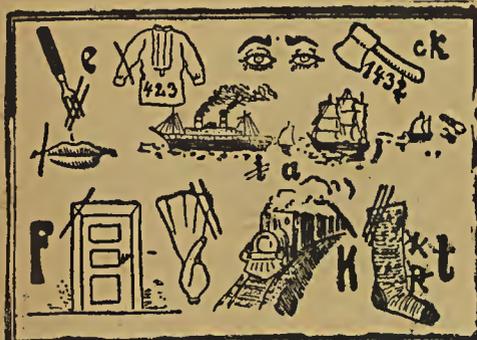
Zusammensetz-Aufgabe.



Werden die obigen Quadrate, die auszuschneiden sind, richtig zusammengesetzt, so ergeben diese einen Hundekopf.

Auflösung der Zusammensetz-Aufgabe: Siehe oben rechts in der Zeichnung.

Bilder-Rätsel.



Briefkasten der Redaktion.

„Frau Grethe“. Die „Feijoada Completa“ wird in den verschiedensten Gegenden Brasiliens verschieden zubereitet. In nachstehendem Rezept ist die am meisten gebräuchliche Art der Herstellung angegeben: Zur Feijoada Completa für etwa sechs Personen gehören folgende Artikel: 1 Liter schwarze Bohnen, 1 halbes Kilo „Carne Secca“, eine halbe bis eine ganze geräucherte Zunge, 250 Gramm geräucherter Speck, ein halber, frischer Schweinskopf, 1 bis 2 Füßchen und ein Ohr, eine halbe portugiesische Wurst in Büchsen (Paio de Lombo von Brandão, Gomez & Cia. Espinho, Portugal) — in besseren Vendas erhältlich —, an Zutaten Zwiebel, Knoblauch und Lorbeerblätter. Wer es dazu hat, tut auch noch geräucherte Schweinsrippchen oder ähnliche Dinge hinein. — Am Tage vorher, an welchem man die Bohnen zum Essen herrichten will, legt man die „Carne Secca“ und die Zunge in Wasser. Am folgenden Tage werden sie tüchtig mit heißem Wasser abgerieben und noch eine Stunde gut gekocht. Die Bohnen setzt man mit kaltem Wasser auf und tut darauf nach halbstündigem Kochen die Carne Secca und die Zunge, nachdem sie wie oben präpariert sind, hinein, ebenso das oben angegebene Fleisch (Schweinskopf pp.) Das Ganze wird sodann mit einer klein geschnittenen Zwiebel, zwei Zehen Knoblauch, (gut zerdrückt), und ca. 3 Lorbeerblättern gewürzt. Salz hinzuzutun, ist vorläufig nicht nötig, da das Trockenfleisch und

die Zunge meistens so salzhaltig sind, daß ein Nachsalzen der Speise nicht nötig ist. Man tut's nur, wenn am Schlusse wirklich Salz fehlen sollte. Die Bohnen dürfen nicht zu schnell kochen und müssen öfter ungerührt werden. Werden sie weich, so liegt die Gefahr leichten „Anbrennens“ nahe und es ist neben fortwährendem Umrühren darauf zu achten, daß genügend Sauce vorhanden ist. Beim Einkochen derselben wird sie durch warmes Wasser ergänzt. — Nach vier- bis fünfstündigem Kochen ist die Feijoada fertig. Die Sauce darf nicht zu dünn sein. Man tut am besten die verschiedenen Fleischsorten auf getrennte Telehr, ebenso die Bohnen separat und bringt das Ganze auf den Tisch. Die fette Speise wird mit Farinha (Mandiocamehl) auf dem Teller je nach Geschmack angerührt, ein wenig grüner Pfeffer mit Essig hinzugegeben und gegessen. Den Pfeffer kann man auf jedem Markt kaufen, bringt ihn in eine mit Essig gefüllte Flasche und er erhält sich in seiner Schärfe so lange Zeit immer gebrauchsfähig. Auch gehört zur Feijoada ein alter Zuckerrohrschnaps, (Paraty, Caninha, Pinga pp. genannt). — Man sagt in Brasilien von den neu Eingewanderten, daß es denen hier gut ergehen werde, welchen die Feijoada schmeckt.

Frau Julia W.

Geldüberweisungen. Sie fragen, ob die Ueberweisung von Geldbeträgen nach Deutschland und Oesterreich mit internationalen Postanweisungen anlässlich ist, da Sie zur Bank immer zweimal gehen müssen. Möglich ist die Ueberweisung durch die Post schon, aber wenn Sie glauben, dabei Zeit zu sparen, so kennen Sie unsere Postverwaltung schlecht. Die Einzahlung ist noch viel umständlicher und zeitraubender. Auch kann man nie wissen, ob und wann die Post für veruntreute Gelder Schadenersatz leistet. Es ist uns unbekannt, mit welcher Bank Sie arbeiten, aber wir kennen verschiedene Banken, bei denen Sie nicht zweimal vorsprechen müssen, sondern innerhalb 10 Minuten Ihren Scheck in Händen haben.

K. Sch. S. Paulo. Die Ehescheidung, welche Sie beantragen, wird nach nordamerikanischem Gesetz schnell und leicht durchgehen, während es in Brasilien ein sehr langwieriger und kostspieliger Prozeß ist. Uebergeben Sie die Angelegenheit einem nordam. Advokaten an Ort und Stelle und Sie werden sehr bald in legalster Form vom Hauskreuze befreit sein.

Emilio Fehr, Jundiahy. Die Tragweite der modernen Kriegsschiffe beträgt 12.000 Meter. Berge zu überschießen bietet keine Schwierigkeit, da jeder Artillerie-Offizier die Berechnung der Berghöhe und die dementsprechende Steilstellung des Geschützrohres sehr gut versteht. Kennt man nun das Hinterland, oder hat man eine gute Karte darüber, so kann man leicht von der See aus — trotz des vorgelagerten Gebirges — eine hinter dem Berge liegende Stadt beschießen.

João Bennin Baixo Guandu. Leider ist die Plage der Ameisen eine recht große. Der Mittel gibt es sehr viele, aber Sie selbst kennen die Wirkung derselben. Neuerdings wurde hier ein Apparat, welcher automatisch arbeitet, von einer sachverständigen Kommission erprobt. Die Proben sollen allgemeine Zufriedenheit bewirkt haben. Der Apparat heißt Gubba und ist in S. Paulo bei Cassio Muniz & Co., Rua S. Bento 12, zu haben. Ist nicht zu teuer.

## Aus aller Welt.

(Postnachrichten.)

**Heidenstams vierte Heirat.** Der schwedische Dichter Werner v. Heidenstam will in einigen Tagen zum vierten Male in den heiligen Stand der Ehe treten. Diesmal wird er sich mit seiner dritten geschiedenen Frau, Greta Ljöbery, wieder verheiraten (!) Damit hätte Heidenstam den Eherekord seines großen Landsmannes August Strindberg geschlagen.

**Abstinente in der Schweiz.** Nach der soeben erschienenen Statistik pro 1911 beträgt die Zahl der schweizerischen organisierten Abstinente 1,683. Dies bedeutet eine Zunahme von 6000 gegen 1910 und von 17,000 gegen 1909. In diesen Zahlen sind nur die Mitglieder der eigentlichen Abstinenzvereine inbegriffen, nicht die Anhänger verschiedener religiöser Sekten, die aus Prinzip abstinente leben.

**Die Menschenopfer des Panamakanals.** Was der jetzt seiner Vollendung entgegengehende Bau des Panamakanals an Menschenleben gefordert hat, veranschaulicht mit erschrecklicher Deutlichkeit der Umfang und die Gräberzahl des Friedhofes von Ancon, wo die Opfer des inönderischen Klimas zur letzten Ruhe gebettet wurden. Amerika selbst ist an der Todesrate verhältnismäßig gering beteiligt. Es hat seit dem Jahre 1904 von den dort beschäftigten Arbeitern weniger als 4000 verloren, während Frankreich in fünf Jahren den Verlust von 22 189 Arbeitern zu beklagen hatte, was eine Todesrate von 240 pro Tausend und Jahr ausmacht. Unter weh' furchtbaren Bedingungen die Arbeiter des Panamakanals ihre Tätigkeit auszuüben genötigt sind, beweist die Tatsache, daß einmal tausend Neger von der Westküste eingeführt wurden, von denen innerhalb sechs Monaten auch nicht ein einziger am Leben war.

**Der Genfer Diamantendiebstahl,** über den wir berichteten, ist noch immer in geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Wie uns ein Privat-Telegramm aus Zürich meldet, fehlt bis jetzt von den Diamantdieben jede Spur. Sie haben den 800 Kilogramm schweren Safe zur Seite gerückt, um die Rückwand des Tresors anzubohren, in dem Diamanten im Wert von über 300 000 Francs lagen. Sie sollten am Montag nach Amsterdam geliefert werden. Der Besitzer der Juwelen ist durch Versicherung gedeckt.

**Gegen die Kinematographen.** Der in Genf tagende internationale Kongreß der Erziehungsdirektoren wandte sich mit einer Entschliebung gegen den Besuch der Kinematographentheater durch die Kinder. Es wurde beschlossen, die Regierungen aufzufordern, den Besuch von Kinematographentheatern durch Kinder unter 16 Jahren ohne Begleitung Erwachsener zu verbieten, ausgenommen bei Schulvorstellungen.

**5 Jahre Gefängnis für Unteroffiziersmißhandlung.** Sehr schwere Folgen hatte für den Grenadier Block von der 6. Compagnie des Königin Elisabeth-Grenadier-Regiments ein Exzeß auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz. Bei einer Uebung auf dem Truppenübungsplatz hatte ein Rekrut der 6. Compagnie eine Schaufel verloren. Der Hauptmann befahl dem Unteroffizier Sugge, mit mehreren Leuten das Gelände abzusuchen und die Schaufel zurückzubringen. Während die Mannschaften unter der Aufsicht des Unteroffiziers auf dem Uebungsplatz herumsuchten, verschaffte ihnen der Vorgesetzte „Bewegung“, indem er die Leute aus-

schwärmen ließ. Den Rekruten Block, der auch unter den Mannschaften sich befand, beleidigte dabei der Unteroffizier durch Schimpfworte. Block geriet schließlich in große Erregung, er stürzte sich plötzlich auf den Unteroffizier und rief seinen Kameraden zu, sie sollten ihm beistehen. Der Grenadier faßte den Vorgesetzten am Kragen und schüttelte ihn. Die Kameraden kamen jedoch der Aufforderung des Block nicht nach. Durch die Aufforderung an die Kameraden hatte sich der Rekrut des Verbrechens der militärischen Aufwiegelung schuldig gemacht. Er wurde noch an demselben Tage verhaftet. Die Anklage legte ihm das Verbrechen des tätlichen Angriffs gegen einen Vorgesetzten, Aufwiegelung sowie Achtungsverletzung zur Last. Mit dem Rekruten hatte sich zugleich auch der Unteroffizier Sugge wegen vorschriftswidriger Behandlung Untergebener sowie wegen Beleidigung zu verantworten. In der Verhandlung, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, gelangte das Gericht zu einer Verurteilung beider Angeklagter. Der Unteroffizier Sugge wurde wegen der vorschriftswidrigen Behandlung, die als die eigentliche Ursache des ganzen Vorganges zu betrachten ist, zu vier Monaten und zwei Wochen Gefängnis verurteilt. Gegen den mitangeklagten Rekruten Block wurde auf das gesetzlich zulässig niedrigste Strafmaß von insgesamt fünf Jahren und einem Tage Gefängnis erkannt. Ferner wurde auf Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes gegen ihn erkannt.

**Die erste Operation auf drahtlosem Wege** hat ein Schiffsarzt Dr. Carter auf dem amerikanischen Dampfer „Parismina“ vorgenommen. Der Dampfer erhielt unterwegs von der drahtlosen Station auf Swan Island die Nachricht, daß ein Arbeiter von der Kleinbahn, die auf Swan Island das Phosphat von den Gruben nach der Küste transportiert, überfahren und am Fuß schwer verletzt worden sei. Der Beamte auf der „Parismina“ ließ sofort den Schiffsarzt nach seiner Kabine kommen und bat gleichzeitig seinen Kollegen auf Swan Island, ihm näheres über die Art der Verletzung mitzuteilen. Von Swan Island kam der Bescheid, daß die große Zehe des verletzten Fußes nur noch an einem Stückchen Haut hänge. Der Verletzte liege im Hause der drahtlosen Station. Dr. Carter ließ darauf dem Telegraphisten auf Swan Island sagen, er möge die verletzte Zehe abschneiden und dabei genau die Vorschriften beachten, die er ihm übermitteln werde. Der Beamte auf Swan Island erwies sich als gelehriger Schüler und ging unter der drahtlosen Aufsicht des Schiffsarztes an die Operation. Unter den vielen Hin und Her der drahtlosen Fragen und Anweisungen nahm die Operation allerdings mehrere Stunden in Anspruch. Als die „Parismina“ zum ersten Male von Swan Island angerufen wurde, befand sie sich 110 Seemeilen von der Insel entfernt, als sie weitere 310 Seemeilen zurückgelegt hatte, erhielt sie den letzten durchaus günstigen Krankheitsbericht.

**Eine „Kaffeeplantage“** in Kurhessen. Der Kolonialschule in Witzenhausen bei Kassel ist es gelungen, von ihrem im Palmehaus stehenden Kaffeebaum zum ersten Mal reife Früchte zu erlangen, die auch keimfähig waren, so daß 15 schöne, einen halben Meter hohe junge Kaffeebäume herangewachsen sind.

**Die bayrischen Prinzen** in der Armee. Die Unterbringung des Avancements der bayrischen Offiziere durch die Prinzen des königlichen Hauses scheint einem zeitweiligen Ende zuzugehen. Prinz Leopold von Bayern soll, wie gemeldet wird,

seinen Posten als Chef der vierten Armeeinspektion abgeben, und an seine Stelle soll der bisherige Kommandeur des 1. Armeekorps, Prinz Rupprecht, treten. Prinz Leopold ist schon im 76. Lebensjahre, Prinz Rupprecht im 43. Tritt Prinz Rupprecht zur Armeeinspektion über, so eröffnet sich auf einige Jahre hinaus die Aussicht, daß auch Offiziere, die nicht Prinzen sind, das Kommando des 1. Armeekorps erhalten können, das seit Dezennien in den Händen der Prinzen Leopold, Arnulf und Rupprecht lag. Erst wenn Prinz Franz, ein Bruder des Prinzen Rupprecht, zur Generalität aufkommt, wird auf einige Zeit wieder der Weg versperrt. Prinz Franz ist zurzeit Kommandeur des 1. schweren Reiterregiments in München. Ob Generalleutnant Kress v. Kressenstein, der Bruder des jetzigen bayrischen Kriegsministers, an Stelle des Prinzen Rupprecht das 1. Armeekorps erhält, steht noch nicht fest.

Bei Belagerung eines Geisteskranken in einem Hause der englischen Stadt Hull wurden zwei Polizisten durch Revolverschüsse getötet und ein Freund des Irrsinnigen schwer verletzt; letzterer tötete sich selbst durch einen Schuß in den Kopf.

Eine Kruppsche Stiftung. Krupp von Bohlen-Halbbach und Frau stifteten 200.000 Mark zur Wöchnerinnenfürsorge für die Werksangehörigen.

Mit 200.000 Mark durchgegangen. Unter Mitnahme von 200.000 Mark ist aus Düsseldorf der 43 Jahre alte Buchhalter Heinrich Geb flüchtig geworden. Geb trat am 29. April einen mehrwöchigen Urlaub an. Als er nach dessen Ablauf seinen Dienst nicht wieder aufnahm, wurde man stutzig und nahm eine Durchsicht seiner Bücher und der von ihm verwalteten Kasse vor. Es stellte sich heraus, daß er beim Antritt seines Urlaubs 200.000 Mark mitgenommen hat. Nachforschungen in seiner Wohnung ergaben, daß Geb für seine Flucht schon im voraus alles sorgfältig vorbereitet hatte. Den gesamten Vorrat an Kleidung, Wäsche und Tafelsilber hat er in einem großen gelben Schrankkoffer, einem braunen Holzkoffer, zwei großen Schließkörben und mehreren ledernen Handtaschen verpackt und mitgenommen. Seine Photographien hat er alle vernichtet. In seiner Begleitung befinden sich seine Ehefrau Anna, geb. Krumme, die am 12. Dezember 1873 zu Elberfeld geboren ist, und sein am 20. April 1898 zu Düsseldorf geborener Sohn Karl.

Die Leiden der ausgewiesenen Italiener. Die aus Smyrna ausgewiesenen Italiener, die nach Italien zurückgekehrt und sich in Neapel und Brindisi ausgeschifft haben, schildern die Grausamkeiten und die Verfolgungen, die sie seit acht Monaten erdulden mußten und die sich vor allem gegen Arbeiter richteten. Das Elend unter ihnen ist sehr groß. Die türkischen Behörden verlangten vor ihrer Abreise die Zahlung einer Steuer, zu deren Zahlung Ausländer nicht verpflichtet sind und die außerdem noch um so unberechtigter eingefordert wurde, als sie im Voraus entrichtet werden mußte. Viele italienische Fischer werden in Smyrna gefangen gehalten, weil die Türken fürchten, daß sie die Lage der Minen im Hafen kennen. Die Königin-Mutter stiftete 20.000 Lira zugunsten der Ausgewiesenen. Die „Tribuna“ weist darauf hin, daß die Türkei durch die Ausweisung der Italiener sich um den Anspruch auf den Titel einer zivilisierten Macht gebracht habe, und fragt, was darüber die Blätter Englands dächten, das in der Magna Charta von 1215 den fremden Kaufleuten auch im Kriegsfall große Freiheiten gewährte, und die Blätter Frankreichs, das 1870 gegen eine Verfügung des Polizeipräsidenten protestierte, welche Aufenthaltspa-

piere für die Deutschen forderte, die während des Krieges in Frankreich bleiben wollten. Das „Giornale d'Italia“ erklärt, die ganze italienische Presse qualifiziere die Ausweisung als einen barbarischen Akt, der jeglichem Völkerrecht widerspreche. Auch der „Osservatore Romano“ brandmarkt die Ausweisung.

Der Enkel eines französischen Marschalls als Betrüger. Als ein Opfer seines vornehmen Standes und seiner Herkunft glaubte der Graf Philipp d'Ornano sich bezeichnen zu müssen, der sich in den letzten Wochen vor der elften Strafkammer der französischen Hauptstadt unter der Anklage des Betrugens und Schwindels zu verantworten hatte und, trotzdem sowohl sein Verteidiger als auch ein sachverständiger Arzt sich warm für ihn ins Zeug legten, zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und einer Geldbuße verurteilt wurde. Die Abkunft des Grafen Philipp d'Ornano ist in der Tat keine gewöhnliche. Er stammt, als Urenkel, von dem bekannten Grafen Philipp Anton d'Ornano ab, der an den meisten Feldzügen des ersten Kaiserreiches ruhmvoll teilnahm, bis zum Divisionsgeneral stieg und nach dem Sturze Napoleons jene schöne polnische Gräfin Marie Walewska heiratete, die dem Herzen des großen Kaisers so nahe gestanden und ihm einen Sohn geschenkt hatte. Graf Philipp Anton d'Ornano erlebte noch das zweite Kaiserreich; er starb erst 1863 als Marschall von Frankreich, Gouverneur des Invalidenhauses und Senator, mit Hinterlassung eines Sohnes, der Kammerherr und erster Zeremonienmeister des Tuilerienhofes wurde und der Großvater des jetzt angeschuldigten Grafen war. Dieser noch nicht dreißigjährige Aristokrat scheint der Meinung zu sein, daß in einer Familie, die so viel Glanz und Glück erlebte, notwendigerweise einmal der Rückschlag eintreten müsse. Von angenehmem Aussehen, von den verbindlichsten Umgangsformen besaß er nichts weiter als seinen Namen, der jedem in der Geschichte bewanderten Kinde Frankreichs geläufig ist. Arbeiten hatte er nicht gelernt, und er erklärte vor Gericht ganz offen, daß er den Augenblick habe kommen sehen, wo er mit den staatlichen Gewalten in Zwiespalt geraten werde. Denn er sei seiner eigenen Ueberzeugung nach nicht normal. So empfinde er einen unwiderstehlichen Zwang, in jede Pfütze auf der Straße zu treten, die Nähe von Eisen übe eine unbesiegbare Anziehungskraft auf ihn aus, und in der Nacht höre er beständig unbestimmte musikalische Melodien, nach denen er morgens mit dumpfem Kopfe und ohne rechtes Bewußtsein aufwache. In Anbetracht dieses Dämmerzustandes hat der edle Graf indessen bei den ihm zur Last gelegten Schwindeleien recht planmäßig gehandelt. Sie bestanden in dem immer gleichen Trick, sich für dieses oder jenes wohlhabende und geachtete Mitglied seiner Familie auszugeben, sich auf dessen Namen Schmuck, Pelzwerk oder Kunstgegenstände aushändigen zu lassen und sie in der nächsten Pfandleihe in bares Geld umzusetzen. Auf diese Weise gelang es ihm, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die stattliche Summe von 50.000 Franken zu verschaffen, bis seine geschädigten Verwandten selbst seinem Treiben ein Ende machten und Anzeige gegen ihn erstatteten. Der Gerichtsarzt erklärte den Urenkel des Marschalls d'Ornano und der in Wort und Bild so oft gefeierten Marie Walewska für geistig minderwertig und in Wirklichkeit für erblich schwer belastet. Ihn völlig freizusprechen, konnten sich die Richter dennoch nicht entschließen, und so verhängten sie über ihn das oben erwähnte Strafmaß, mit dem Hinzufügen, daß es erheblich strenger aus-

gefallen sein würde, wenn sie nicht wirklich ein krankhaft gemindertes Gefühl der Verantwortlichkeit bei ihm angenommen hätten.

Beinahe unglaublich klingt die Meldung von einem Verbrechen, das vier Schülerinnen der serbischen Dorfschule zu Mokranja verübten. In einem Nebenraum der Schule warfen sie einer Mitschülerin eine Schlinge um den Hals und versuchten, sie zu erdrosseln. Auf die Hilferufe der Kleinen kam der Schuldiener herbei und befreite sie. Die jugendlichen Verbrecher gestanden, daß eine von ihnen zu der Tat angestiftet hätte, damit sie nach dem Tode des Mädchens sich deren schöne Kleider sehenken lassen könne.

Die Beichte auf dem Sterbebett. Vor 15 Jahren verschwand der Sohn des Stellenbesitzers Wegehaupt in Großmasselwitz bei Breslau. Alle Nachforschungen nach seinem Verbleib waren ohne Erfolg. Man vermutete einen Mord, doch sind Personen, die es offen aussprachen, wegen Verleumdung bestraft worden. Jetzt hat nun der alte Wegehaupt auf dem Sterbebette gebeichtet, daß er seinen Sohn erschlagen und im Keller vergraben habe. Sofortige Nachforschungen haben die Richtigkeit der Mitteilung ergeben. Man fand unter den Fliesen das Skelett.

59 Feldarbeiter verbrannt. Auf dem Vorwerk Dawydow (bei Tambow) des Grafen v. Orlow verbrannten 59 Feldarbeiter, die in einer Scheune schliefen. Der Brand entstand dadurch, daß einer der Arbeiter in der Scheune Pfeife rauelte.

Hei levet noeh! Nämlich der Schuster Voigt, dessen Tod durch das „offiziöse“ Nachrichtenbureau mitgeteilt worden war. In Lauscha in Thüringen zu Besuch weilend, hat er sich auf der Redaktion einer dortigen Zeitung als „noeh lebend“ vorgestellt. Und das „Wolffsche Bureau“, das ihm totgesagt hatte, bestätigte, daß man einen in einem Londoner Spital verstorbenen Schuhmacher Voigt mit dem „Hauptmann“ Wilhelm Voigt verwechselt habe. Der in Lauscha in Thüringen Aufgetauchte ist also der richtige, wahre und wahrhaftige „Held“ des Köpenicker Streiches. — Hoffentlich begnügt sich der Mann nun mit dem plötzlichen Aufflackern seines Ruhmes und zieht sich wieder in die Stille nach Luxemburg zurück, wo er jetzt ansässig sein soll.

Bayerntag der bayrischen Gewerbeschau am 27. und 28. Juli 1912. Auf Anregung zahlreicher in den deutschen Bundesstaaten und im Auslande lebender Bayern wurde für diesen Sommer eine Zusammenkunft der Bayernvereine und der den Vereinen nicht angeschlossenen Bayern aus den deutschen Bundesstaaten und dem Ausland beschlossen. Dieser Bayerntag findet am Samstag, den 27., und Sonntag, den 28. Juli, in München statt, und zwar im Rahmen der Bayrischen Gewerbeschau. Das Programm ist in den Grundzügen bereits festgelegt. Am 26. und 27. Juli treffen, zumeist mit Sonderzügen, die Kongreßteilnehmer aus Berlin, Dresden, den Rheinlanden, aus Württemberg, Baden, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz in München ein. Auch aus überseeischen Ländern liegen Meldungen zur Teilnahme vor. Bayern wird seine auf einige Tage heimkehrenden Söhne aufs herzlichste willkommen heißen, wird doch durch diese bedeutungsvolle Kundgebung, an der sich mehrere tausend außerhalb der weißblauen Grenzpfähle wohnende Bayern beteiligen werden, der Zusammenhang mit dem Mutterlande aufs neue kräftig betont. Auch eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Bedeutung ist dieser Tagung beizumessen. — Ehrenpräsidium und -Ausschuß des Bayerntages haben sich nunmehr gebildet. An der Spitze stehen der Ministerpräsident Dr. Freiherr von Hertling, Ober-

zeremonienmeister Graf Moy und Oberbürgermeister Dr. von Borseht. Auch ein Arbeits-Ausschuß hat sich konstituiert, der die Durchführung des Programmes in die Hand genommen hat. Letzteres vollzieht sich ungefähr in folgender Weise: Samstag, den 27. Juli: Festkongreß, offizielle Begrüßung; abends 8 Uhr zwanglose Zusammenkunft mit Festspiel, Musik, Vorträgen und geselliger Unterhaltung im Löwenbräukeller. Sonntag, den 28. Juli: vormittags 10 Uhr Festzug und Huldigung vor dem Regenten bzw. dem Prinzen Ludwig; dann Zug durch die Straßen der Stadt zur Bavaria; gemeinsames Mittagessen in der Ausstellung und den benachbarten Bierkellern; nachmittags und abends Festlichkeiten im Ausstellungspark, Trachtenfest mit volkstümlichen Tänzen usw. Montag, den 29. Juli: Delegiertensitzung mit dem Hauptthema „Ziele und Zwecke der Bayernvereine im Ausland und die Möglichkeit des Zusammenschlusses der Bayernvereine zu einem internationalen Verbands“; nachmittags eventuell gemeinsamer Ausflug.

Die Tuberkulose in den europäischen Armeen. Bei Gelegenheit der Budgetdebatten im französischen Parlament kam in den letzten Wochen die Rede auf den Gesundheitszustand der französischen Armee. Der radikale Abgeordnete Poulle griff in scharfen Worten die Regierung an, weil sie zu wenig für die Hygiene im Heere Sorge. Auf Grund von statistischem Material wies er nach, daß unter anderem von 1000 Soldaten sieben tuberkulös wären und daß die französische Armee mit diesem Prozentsatz an zweiter Stelle in Europa marschiere. Die Statistik der mit Lungenschwindsucht behafteten Soldaten in den europäischen Heeren weist — auf je 1000 Mann berechnet — folgende Zahlen auf: Italien 1,78, Deutschland 1,91, England 2,50, Rußland 3,64, Oesterreich 3,72, Belgien 4,60, Rumänien 4,91, Frankreich 6,72, Spanien 7,32. Daß der prozentuale Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich so enorm ist, wird nicht so sehr an mangelhafter hygienischer Fürsorge im französischen Heere liegen, als besonders an dem Umstande, daß Deutschland eben viel größeres Menschenmaterial bei der Aushebung zur Verfügung hat und unter schon krankhaft veranlagten Leuten viel stärker sieben kann.

Ein Analphabet als General. Aus New York wird berichtet: Viel hätte nicht gefehlt, und Mexiko hätte einen Präsidenten bekommen, der nicht lesen und schreiben kann. Wenn nämlich General Orozco, der Oberbefehlshaber der Revolutionäre, in dem entscheidenden Treffen bei Rellano gesiegt hätte, wäre ihm der Weg zur Präsidentschaft geebnet gewesen, trotzdem er ein Analphabet ist. Orozco war, bevor er sich auf den Kriegspfad gegen Madero begab, Peon und „Cowboy“; er zeichnet sich indes durch große natürliche Anlagen aus und würde wahrscheinlich die schwierigen Künste des ABC bald bewältigt haben. Er wäre im übrigen nicht der erste Analphabet in einer so hohen Stellung gewesen, wenigstens in Amerika nicht. Ein amerikanischer Präsident, Andrew Johnson, war im frühen Mannesalter ebenfalls des Lesens und Schreibens noch unkundig, erst seine Frau brachte ihm diese Kenntnisse bei, und dank seiner Wißbegierde eignete er sich dann eine gute Allgemeinbildung an.

Ein teures Geschäft. Im Jahre 1881 hatte die Stadt Köln bei der ersten Entfestigung der alten Festungswerke ein glänzendes Geschäft bei dem Weiterverkauf des Umwallungsgeländes gemacht und nicht nur die Straßen-, Kanal- und Platzanlagen herausgewirtschaftet, sondern auch noch Millionen-

überschüsse erzielt. Ganz anders ist die Sache jetzt bei der zweiten Entfestigung. Die Stadtverwaltung muß dabei mit einem Mindestverlust von fünf Millionen Mark rechnen. Das hat seinen Grund darin, daß die Stadt für diese zweite Neustadt 60 Prozent des Umwallungsgeländes, um Luft und Licht um den größten Teils enggebauten Kern der Altstadt zu erhalten, für Straßen, Plätze und Anlagen opfern muß, so daß nur 40 Prozent des etwa 260 Hektar grossen Festungsgeländes weiterverkauft werden können. Von diesen 40 Prozent gehen aber auch noch große Flächen für Schulbauten und andere städtische Gelände ab. Nun muß die Stadt Köln, obgleich sie für mehr als 3 Millionen Mark Grundstücke an den Militärfiskus, ferner für 1½ Millionen Mark an den Eisenbahnfiskus von diesem Gelände verkauft hat, noch 20 Millionen Mark für das Festungsgelände dazu bezahlen, ferner 1¼ Millionen Mark für die Niederlegung und Einebnung der alten Festungswerke. Dazu kommen noch die Straßenbau- und Kanalkosten, die Gartenanlagen usw., so daß es nicht zweifelhaft sein kann, daß die alte Stadt Köln für ihre Verschönerung jetzt ein solches Millionenopfer bringen muß.

Das Testament eines Wohltäters. In Moskau ist vor einigen Wochen ein reicher Deutscher namens Hinkel ohne Leibeserben gestorben. Nach seinem Tode ging das Gerücht, er habe die Angestellten seines weitverzweigten Geschäfts testamentarisch in reicher Weise bedacht. Zur Eröffnung des Testaments wurden die Angestellten zu einer Versammlung in das Hauptkontor der Firma berufen, und hier verlas der Testamentsvollstrecker den letzten Willen des Erblassers, der bei den naturgemäß auch großen Jubel hervorrief. Hinkel hat sein ganzes Geschäft, das auf mehr als 4½ Millionen Rubel (zehn Millionen Mark) abgeschätzt wird, den Angestellten vernachlässigt, die mindestens fünf Jahre im Geschäft gedient haben, damit sie es als ihr Eigentum weiterführen. Der Anteil eines jeden Einzelnen ohne Unterschied seiner Tätigkeit wird berechnet nach seinem Erstgehalt, multipliziert mit der Anzahl seiner Dienstjahre. Diejenigen, die weniger als fünf Jahre im Geschäft tätig sind, erhalten 100.000 Rubel, die gemäß Gehalt und Dienstzeit unter sie verteilt werden, die Armen Moskaus ebenfalls 100.000 Rubel. Man stellte einen Uberschlag auf, wie viel auf jeden kommen würde: es erwies sich, daß alle Angestellten, auch die Auflader, Packer, Sortierer bis zum letzten Türsteher, geschweige denn die Buchhalter, Disponenten und Geschäftsführer, über Nacht zu recht wohlhabenden Leuten geworden sind. Auf Vorschlag des Testamentsvollstreckers beschloß man, eine Aktiengesellschaft zu bilden und die Aktien möglichst in den Händen zu behalten. Die Angestellten beschlossen ferner, dem Verstorbenen als Ausdruck ihrer tiefen Dankbarkeit ein Grabdenkmal setzen zu lassen, ein Asyl auf seinen Namen zu errichten, endlich auch alle Wohltätigkeitsanstalten, die er unterstützt hat, in ähnlicher Weise weiter zu unterstützen und zu diesem Zweck 100.000 Rubel auszuwerfen.

Krupp's Jahrhundertfeier. Das Programm für den Besuch des Kaisers und die Jahrhundertfeier der Krupp'schen Gußstahlfabrik steht nunmehr in der Hauptsache fest. Der Kaiser wird in der Morgenfrühe des 8. Augusts im Sonderzug auf der Station Hülgel eintreffen und gegen 9 Uhr mit Herrn Krupp von Bohlen und Halbach und Gefolge im Automobil die Fahrt nach der Stadt antreten. Am Städtischen Saalbau wird der Oberbürgermeister Holle dem Monarchen den Willkommengruß der Stadt Essen anbieten und ihm den Ehrentrunk darreichen. An der Begrüßungsfeier nehmen teil die

Stadtverwaltung, das Stadtverordnetenkollegium, die Spitzen der staatlichen und kirchlichen Behörden und eine Reihe geladener Privatpersonen. An die Begrüßung schließt sich die Feier der Krupp'schen Jubilare an, zu der nicht nur die Jubilare des laufenden, sondern auch die des nächsten Jahres geladen sind, so daß diesmal mindestens 800 Veteranen der Arbeit im Beisein des Kaisers die verdiente Auszeichnung und Belohnung empfangen werden. Es folgt dann der eigentliche Festakt im großen Lichtsaal des neuen Hauptverwaltungsgebäudes der Firma Krupp, an dem auch eine Reihe der hervorragendsten Vertreter der in- und ausländischen Industrie teilnehmen werden. Ein Festmahl im Essener Hof, dem Krupp'schen Privat-Hotel, wird voraussichtlich den ersten Kaisertag beschließen. Der zweite Tag des Kaiserbesuches trägt mehr privaten Charakter und gilt in der Hauptsache der Familie Krupp. Der Monarch wird vormittags unter der Führung des Herrn Krupp v. Bohlen und Halbach einige der wichtigsten Werkstätten der Krupp'schen Fabrik besichtigen. Nachmittags wird auf dem Hügel in einer eigens zu diesem Zweck erbauten Halle zu Ehren des Kaisers ein Ritterspiel aus der Zeit des Kaisers Maximilian I. in Szene gehen. Das Ritterspiel stellt symbolisch den Kampf zwischen den alten und neuen Waffengattungen in der Zeit des letzten Ritters und den Sieg des letzteren dar. Im Zusammenhang mit dem Turnier wird durch zahlreiche besonders angefertigte kineinographische Bilder die Entwicklung der deutschen Waffenindustrie, insbesondere auf artilleristischem Gebiete, von den ersten Anfängen bis zur heutigen hohen Vollendung gezeigt. An dem Kampfspiel, das zweifellos den Höhepunkt in dem reichhaltigen Programm bilden wird, werden über 200 Personen, darunter etwa 80 Damen, teilnehmen. Die Mitwirkenden sind ausschließlich Krupp'sche Werksangehörige, wie denn das Ganze eine Ehrung des Kaisers durch die Angehörigen der Krupp'schen Werke darstellen soll. Die umfassenden, seit Monaten betriebenen Vorbereitungen zu der Aufführung gewährleisten ein volles Gelingen. Die Abreise des Kaisers erfolgt vermutlich am Abend des 9. Augusts.

Ein Zwischenfall beim Poincaré-Bankett. Eine merkwürdige Episode, die sich kürzlich während des Aufenthaltes des bekannten französischen Gelehrten Poincaré in Wien zugetragen hat, wird von den dortigen Blättern viel besprochen. Der Besuch des Franzosen, der so verheißungsvoll begonnen hatte, endete mit einer Dissonanz, die in Wiener Gelehrtenkreisen zu vielfachen Diskussionen Anlaß gibt. Poincaré, der sich in Begleitung seiner Tochter zwei Tage in Wien aufhielt, war während dieser Zeit Gegenstand schmeichelhafter Aufmerksamkeit. Man veranstaltete ihm zu Ehren Zusammenkünfte, bei denen Poincaré herzlich gefeiert wurde. Anlässlich seiner bevorstehenden Abreise wurde dem Gast am zweiten Abend im „Riedhof“ ein Bankett gegeben, an dem außer Poincaré und seiner Tochter zahlreiche Wiener Professoren und Vertreter der Ministerien teilnahmen. Nach einigen anderen Rednern erhob sich nun Hofrat Bormann zu einem Toast. Er wollte zu seinem, gewiß freundlichen, Schluß aber über einen etwas weniger freundlich klingenden Anfang kommen. Er reflektierte nämlich auf die Beziehungen Mommsens zu den Franzosen. Er erinnerte daran, wie Mommsen von den Franzosen angefeindet wurde und manche Widerwärtigkeiten, die ihm von dieser Seite bereitet wurden, zu überstehen hatte. Die Wiener seien anders geartet. Sie freuen sich, wenn ein Franzose nach Wien komme und feiern ihn, nur so,

wie es eben seiner wissenschaftlichen Stellung entspreche . . . Den Bankettteilnehmern mochte wohl nach den ersten Worten des Redners bereits etwas schwül geworden sein. Schon gar, als dieser den begonnenen Gedanken fortspann. Hofrat Bormann hatte kaum beendet, als sich Poincaré und seine Tochter erhoben und den Saal verließen, obwohl noch eine Reihe von Rednern zum Wort gemeldet war.

**Eine türkische Kriegssteuer.** Die türkische Regierung hat ein wichtiges Projekt ausgearbeitet, das nächstens dem Parlamente zugehen soll. Es sieht einen Zuschlag von 4 Prozent der Gemeindesteuer vor und soll Kriegssteuer genannt werden. Die Regierung will damit die Kosten der militärischen Mobilisation bestreiten. In der beigegebenen Denkschrift wird bemerkt, das ottomanische Volk selbst habe diese Steuer verlangt.

**Eine ganze Stadt unter dem Hammer.** Die Stadt Berry in Neu-Südwaies ist durch öffentliche Versteigerung verkauft worden. Jedes Grundstück, mit Ausnahme der Regierungsgebäude, der Schulen und Kirchen, kam unter den Hammer, und das Ergebnis der Versteigerung soll sehr zufriedenstellend gewesen sein. Selbst Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wo derartige Geschäfte doch eigentlich zu Hause sein sollten, kann seine Städte nicht verkaufen. Der Grund, warum dies in Berry möglich war, liegt darin, daß eben nur ein einzelner an der ganzen Stadt ein Interesse hatte und das war der Eigentümer selbst. Die Stadt war das Eigentum der Familie Berry und ging dann durch die Erbsehaft in den Besitz einer Familie Hay über, die sie ungefähr hundert Jahre lang besaß. Die Stadt vergrößerte sich allmählich, eine Folge der aufblühenden Milchwirtschaft der Umgegend, die ebenfalls in den Händen der Familie Berry lag. Das Eigentumsrecht ging niemals verloren, so daß im Laufe der Jahre der Besitz der ganzen Stadt und der umliegenden Ländereien schließlich in die Hände eines einzigen Mannes kamen. Er war Besitzer von Berry und von allem was drum und dran hing. Der Verkauf fand auf dem städtischen Marktplatz statt.

**Ein verliebtes Boudoir.** Den Ruhm, wohl das seltsamste Boudoir der Welt ihr eigen zu nennen, darf die in Florenz lebende Fürstin Abamelek-Lazare aus dem russischen Hause Demidoff für sich in Anspruch nehmen. Der entzückende Raum ihrer Villa von Pratolini bei Fiesole spiegelt in all seinen Dekorationen, in Möbeln, Bildern, Ornamenten, wie eine englische Wochenschrift zu berichten weiß, die Kunst des Küssens wieder. Auf dem Rücken der Stühle, in denen man Platz nimmt, sind Engel eingewebt, die sich küssen, die Lehnen sind geschmückt mit schnäbelnden Tauben, und das gleiche Bild tritt aus allen Gegenständen des Boudoirs entgegen. Sogar die elektrische Klingel über dem Tische ist aus zwei kleinen Gestalten in bäuerlicher Kleidung geformt, deren Lippen sich berühren, um ein Geläut erklingen zu lassen. Die Wände sind mit Gemälden geschmückt, auf denen die berühmtesten Liebesszenen aus Geschichte und Dichtung dargestellt sind, so z. B. die Balkonszene aus Romeo und Julia, ferner die beiden unglücklich Liebenden Dantes, die ihr Vorbild zu sündiger Leidenschaft trieb, Francesca da Rimini und Paolo. Auf den Kissen sind in köstlichen Stickereien Kußszenen angebracht, und ebenso in den Gobelins. Die Fürstin hat jahrelang gesammelt, um Kunstwerke zusammenzubringen, die alle auf dies eine ewige Liebesmotiv gestimmt sind.

**Ein Denkmal für den Erfinder der Nähmaschine.** In Lyon hat sich ein Komitee ge-

bildet, das dem Erfinder der Nähmaschine, dem Schneidergesellen Barthelmi Thimonnier, ein Denkmal errichten will, um damit das Unrecht wieder gut zu machen, das die kurzichtigen Zeitgenossen einst dem Manne zufügten, der nach langer mühseliger Arbeit und nach bitteren Entbehrungen die erste wirklich brauchbare Nähmaschine baute. Denn die zuvor hergestellten mechanischen Nähapparate hielten vor der Praxis nicht stand und vermochten nicht nutzbringend zu arbeiten: erst der kleine Schneidergeselle aus Arbresle, der Erfinder des Kettenstiches, ersann jene Maschine, deren Prinzipien noch heute die von der Technik so wunderbar vervollkommenen Maschinen beherrschen. Thimonnier war 1793 geboren und schlug sich recht und schlecht als Schneidergeselle durch; er hörte von dem in Amerika erfundenen Nähapparat und ruhte nicht, bis er nach jahrelangem Darben durch größte Sparsamkeit die 800 Franken zusammengebracht hatte, mit denen er sich einen jener Apparate aus New York kommen ließ. Dann setzte er sich in Lyon in seiner kleinen Stube an die Arbeit, grübelte, sann und versuchte, bis er endlich seine Nähmaschine erfunden hatte, die zum ersten Male mit einer Hakennadel mechanisch den Kettenstich ausführte. Die Freunde hielten den grübelnden kleinen Schneidergesellen für „wahnsinnig“. 1829 endlich konnte er sein Patent nehmen, — aber nun begann auch für ihn die Kette bitterster Enttäuschungen. Die Schneider zertrümmerten seine ersten Maschinen, weil sie sich in ihrem Dasein bedroht fühlten. Unterstützung blieb aus, und so verkroch sich der enttäuschte Erfinder verbittert und verkannt in ein kleines Nest im Departement Rhone, wo er vergessen und unbekannt in bitterer Armut starb.

Die Brandchronik Konstantinopels ist durch den neuen Riesenbrand, der kürzlich im Stadtteil Stambul 1500 Häuser in Asche legte, um ein weiteres Großfeuer vermehrt worden, das sogar eine Zeitlang mehrere Moscheen, darunter die berühmte Hagia Sophia, und das Justizministerium ernstlich bedrohte. Kein Jahr vergeht, ohne daß ein verheerender Brand in das unvergleichliche Städtebild Konstantinopels neue Wunden schlägt. Der Aberglaube der mohammedanischen Bevölkerung hält jedes große Schadenfeuer, das ganze Stadtviertel vernichtet, für einen Vorboten von Krieg oder Revolution und das Schicksal hat bisher dem Aberglauben wiederholt den Gefallen getan, ihn zu unterstützen, so war der Riesenbrand vom 23. Juni vorigen Jahres, der mehr als 4000 Häuser zerstörte, angeblich der Vorbote des italienisch-türkischen Krieges. Weiter vernichtete im Oktober v. J. ein Brand im Viertel Kum Kapu einige hundert Häuser. Am 14. Dezember brannte die Sommerresidenz des englischen Botschafters in Therapia nieder und am 29. März d. J. äscherte ein großes Feuer den Konak Tewfik-Paschas ein, den der Minister des Aeußern bewohnte. Einer der größten Brände aber, die Konstantinopel heimsuchten, wütete im Jahre 1826. Auch die Paläste der obersten Behörden und der fremden Gesandten brannten damals nieder. Bei dem jüngsten Brande sind auch mehrere Menschenleben zu beklagen. Der Schaden beziffert sich auf mehrere Millionen Mark. Bei der Abfahrt des Botschafters Freiherrn Marschall von Bieberstein waren die Bahngleise so stark von Rauch und Flammen gefährdet, daß der Zug aufgehalten wurde. Schließlich aber verlor der Freiherr die Geduld und bat, den Zug weiter fahren zu lassen. Mit voller Kraft fuhr die Lokomotive in den Brandherd hinein, und es gelang, die gefährdete Strecke ohne den geringsten Unfall zu überwinden.

25.000 Mark Belohnung sind auf die Ergreifung eines internationalen Hoteldiebes und die Wiederbeschaffung gestohlener Schmucksachen von unschätzbarem Werte ausgesetzt. Es handelt sich um den vielfach vorbestraften Einbrecher und Hoteldieb Joseph Novak, der sich auf seinen Reisen auch Berthold Wolff, Charles Wolff, „The Count“, Eduard White, M. Girardi, Reil oder Romer nannte und bald hier, bald dort auftauchte. Seine Tätigkeit übte er besonders in Amerika aus, und in der Alten Welt machte er das zu Geld, was ihm an Kostbarkeiten als Beute zugefallen war. Nach mehreren Hoteldiebstählen in St. Louis war er wieder einmal spurlos verschwunden und mit seiner Beute nach Europa abgedampft, wo er in Paris den Grandseigneur spielte. Ein amerikanischer Detektiv, der wegen einer anderen Affäre in Paris weilte, erkannte ihn nach dem von ihm verbreiteten Bilde, nahm ihn mit Hilfe der Pariser Polizei fest und ließ ihn nach Amerika zurückschaffen. In seinem Besitz wurden 12.000 Mark in barem Gelde gefunden. Da man jedoch in Amerika keine Beweismstücke mehr bei ihm fand, mußte man ihn wieder auf freien Fuß setzen. Seine Anwesenheit in Amerika benutzte er dazu, um in San Francisco einen neuen Coup auszuführen. Er stahl am 21. Februar in einem Hotel einen vierreihigen Halsschmuck von sehr großem Werte. Der Schmuck bestand aus 334 Perlen und das Schloß war mit neun Brillanten besetzt. Ferner stahl er eine Brillantnadel in Form eines Blumenstraußes, besetzt mit Brillanten und fünf großen Perlen, ein kostbares Armband mit Brillanten, endlich eine Lorgnette, die mit 265 Brillanten und eine dazu gehörige, etwa fünf Fuß lange Kette, die mit 232 kleinen Brillanten besetzt war. Dann reiste er ab, und man vermutet, daß er in Deutschland die Kostbarkeiten zu Geld gemacht und dann nach Paris geflüchtet ist. Alle Polizeibehörden sind von Amerika benachrichtigt worden. Der Hochstapler ist 1,75 Meter groß, von voller Figur und hat ein rundes, glattrasiertes Gesicht. Er spricht amerikanisches Englisch mit schwedischem Akzent.

Eine unangenehme Ueberraschung erlebten eine Reihe Würdenträger, die an der Beisetzung des Königs von Dänemark teilgenommen hatten; denn eine Reihe Taschendiebe hatten sich in der richtigen Erkenntnis, daß im Trauer-Hofzuge reiche Ernte zu machen sei, Platz in demselben zu verschaffen gewußt, und sie erbeuteten denn auch eine Reihe Juwelen und mehrere tausend Kronen, obschon dänische, russische und englische Geheimpolizisten sich in dem Sonderzuge befanden. Der Sonderzug, in dem die Taschendiebe Platz fanden, beförderte 4 Könige, 5 Königinnen und ungefähr 50 Prinzen und Prinzessinnen, darunter auch das deutsche Kronprinzenpaar.

Weibliche Regimentschefs im deutschen Heere. Mit der eben zum Chef des 14. Dragonerregiments ernannten Prinzessin August Wilhelm von Preußen gibt es im preußischen Heere 19 weibliche Regimentschefs, während die Herzogin Maria von Sachsen-Koburg und Gotha à la suite des Alexander-Regiments geführt wird. Die Deutsche Kaiserin und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin sind in den Chefstellen zweimal vertreten. Von den weiblichen Regimentschefs gehören 11 dem Inlande, 8 dem Auslande an, je 3 sind Gemahlinnen regierender Fürstlichkeiten, die regierende Königin der Niederlande ist Chef des 15. Husarenregiments. In Frage kommen 12 Infanterieregimenter, 1 Jägerbataillon, 1 Kürassierregiment, 5 Dragoner- und 3 Husarenregimenter. Die vier kaiserlichen Schwestern sind Chefs von Infanterieregimentern, die drei Schwiegertöchter von Dra-

gonerregimentern, während die Tochter des Kaisers zweiter Chef des 2. Leib-Husarenregiments ist.

Graf Arcos neueste Erfindung. Die Erfindung des Grafen Arco, dem die technische Durchbildung der modernen Funkentelegraphie zu verdanken ist, hat für die deutsche Telefunktengesellschaft wieder eine Neuerung geschaffen. Es handelt sich um eine Hochfrequenzmaschine zur direkten Erzeugung elektrischer Wellen für drahtlose Telegraphie und Telephonie, die sich nicht wesentlich von einer gewöhnlichen Wechselstrommaschine unterscheidet. Trotzdem ist es mit einer solchen einfachen Maschine ohne weiteres möglich, beliebige Mengen mit Frequenz von 15 bis 120.000 und somit die für große drahtlose Stationen erforderliche Wellenlänge von 2500 bis 20.000 Metern zu erzeugen. Angeregt wurde Graf Arco zu seinen Arbeiten auf diesem Gebiete durch die vor eineinhalb Jahren Aufsehen erregende Erfindung der Goldschmidtschen Hochfrequenzmaschine, die von dem Erfinder und seinem Finanzkonsortium bekanntlich auch dem Deutschen Kaiser und dem Prinzen Heinrich vorgeführt wurde. Die Verhandlungen des Erfinders mit der Telefunktengesellschaft scheiterten damals teils an der Höhe der Forderung, teils weil Graf Arco nach der Prüfung die angewandte Methode als ungeeignet für den praktischen Telegraphenbetrieb erklärte und auf einen anderen einfachen Weg hingewiesen hat. Nach fast achtzehnmonatiger unermüdlicher Tätigkeit des Grafen Arco und seiner Mitarbeiter ist es nun gelungen, eine Maschine herzustellen, die sich von allen bisher erfundenen Hochfrequenzmaschinen dadurch unterscheidet, daß sie einfach und billig in der Fabrikation ist, mit normaler Tourenzahl läuft und beliebige Hochfrequenz erzeugen kann. Die erste Maschine wird von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft gebaut. Die Maschine konnte bereits von mehreren deutschen Behörden im Betrieb besichtigt werden. Eine weitere im Bau befindliche Maschine für 500 Kilowattleistung ist für Nauen bestimmt. Graf Arco wird dem Internationalen Kongreß für Funkentelegraphie seine Erfindung vorführen.

Millionen-Schulden in — Eisenbahn-Kilometern. Beim Durchgang von Eisenbahnwagen über fremde Netze werden die Wagen natürlich auch im Interesse des fremden Netzes verwendet. Diese gegenseitigen Leistungen der verschiedenen Eisenbahnverwaltungen werden nach ihrem Umfang gegenseitig verrechnet. Es geschieht dies bei der europäischen Wagenbeistellungskonferenz, die neuerdings nur jeden Sommer stattfindet. Diese besondere Art von Clearing House rechnet aber nicht mit Geld, sondern mit Achskilometern. Die mit einem besonders guten Wagenpark ausgestatteten Verwaltungen pflegen meist ein erhebliches Guthaben zu besitzen. Bei der letzten Abrechnung hatten so die Preußisch-Hessischen Staatsbahnen ein Guthaben von 35,5 Millionen Achskilometern, die Schweizerischen Bundesbahnen haben 20,5 Millionen gut, die Reichseisenbahnen 15, die Badischen Staatsbahnen 13, die Oesterreichischen Staatsbahnen 10,5 usw. Dagegen haben die Bayrischen Staatsbahnen eine größere Schuld als das Guthaben der preußischen Verwaltung, nämlich 36 Millionen. Sie schulden allein an die Preußischen Staatsbahnen 27 Millionen. Es schulden ferner die Sächsischen Staatsbahnen 21 Millionen, die Oesterreichische Südbahn und die Belgische Staatsbahn je 13 Millionen. Ferner die Niederländische Staatsbahn 5, die Nordbrabant-Deutsche und die Mecklenburgische Friedrich Franz-Eisenbahn je 3 Millionen.

## Gesunde Nerven.

Wie man sich die Nerven gesund erhält! Dies ist wohl eines der wichtigsten Probleme, die die Menschheit in gesundheitlicher Beziehung zu lösen hat. Freilich soll mit der Wichtigkeit solcher Fürsorgebestrebungen nicht der suggerierten „Nervenschwäche“, mit welcher heutzutage viele Leute, die durchaus mit der Mode gehen wollen, unbedingt behaftet zu sein glauben, Vorschub geleistet werden.

Aus dem kleinen Dänemark flogen schon viele gute Ratsehläge für die Gesundheit in die Welt hinaus: der Ernährungskünstler Dr. Hindhede hat gezeigt, wie es möglich ist, gesund und kräftig für 25—30 Heller täglich zu leben; Leutnant Müller hat durch sein berühmtes „System“ Hunderttausenden von Leuten mit „sitzender Lebensweise“ die Kunst beigebracht, sich kräftige Muskeln und das schlanke Aussehen geschmeidiger Jünglingsgestalten zu schaffen; — und jetzt ruft ein dritter Däne, der Kopenhagener Arzt Dr. Frode Sadolin, den erschöpften Millionen bedauernswerter Erdenbewohner liebliche Worte des Trostes zu: „Nervenheil“, die Bewahrung noch vorhandener und die Wiedererlangung verloren gegangener Nervenkraft, verspricht Dr. Sadolin seinen geplagten Mitmenschen, er will ihnen kein Medikament, keine „stärkenden Tropfen“ aufdrängen; seine Heilmethode besteht einzig und allein in der Zuhilfenahme logischen Denkens und darin, daß er die Vernunft und den Willen die Herrschaft über die rebellischen Nerven übernehmen läßt.

Wenn die Nerventätigkeit mit dem elektrischen Strom verglichen werden kann, so ist das System Dr. Sadolins auf der Lehre von dem möglichst verminderten Stromverbrauch aufgebaut. Sadolin zeigt uns, wie das Hauptübel, woran das XX. Jahrhundert krankt, die Neurasthenie, die Nervenschwäche, darin ihren Grund hat, daß der „Stromverbrauch“ ganz unnatürlich stark ist, und daß die Menschen der Gegenwart es vergessen haben, für die zeitweilige Abspannung der Nerven Sorge zu tragen. Für viele gilt die Abspannung, die Entspannung der Nerven, geradezu als ein Zeichen der Schwäche; wie grundverkehrt ist das! Das einzige Mittel, um dem allzu großen Kräfteverbrauch durch die übergroße Anspannung des Nervensystems vorzubeugen, ist darin zu suchen, daß man dem Gefühl der Müdigkeit so wie nur irgend möglich nachgibt, die Nerven abspannt, anstatt, wie es viele tun, immer wieder neue Reize auf sich wirken zu lassen, die zu fortgesetzter Anspannung führen. Wer die Entspannung der Nerven als eine köstliche Ruhepause, wenn auch zuweilen von kurzer Dauer, empfindet, hat noch gesunde Nerven; derjenige aber, der während der Arbeitspausen, gewissermaßen vom Selbstzerstörungstrieb ergriffen, nach neuen Mitteln zur Anspannung sucht, mag sich, wenn er gegen sich selbst wahr ist, schon zur Gruppe der Neurastheniker rechnen.

Das vernünftige Wirtschaften mit der Nervenkraft erfordert es, daß man die Abspannungspausen so reichlich wie nur irgend möglich eintreten läßt; — es komme da niemand und sage: „Das mag alles gut sein; aber ich Unglückseliger habe nun gerade eine Tätigkeit, die so aufreibend und anstrengend ist, daß sie ganz und gar keine Pausen gestattet!“ Wer so denkt, lügt sich selbst was vor. Es gehört aber für Viele nicht eine geringe Willenskraft dazu, sich zur Entspannung der Nerven zu zwingen, die vom Neurastheniker im Anfang durchaus nicht als eine Annehmlichkeit empfunden wird. Man muß die

Willenskraft besitzen, sich vom Lärm und vielen Licht in sich selbst zurückzuziehen, man muß schweigen lernen und man muß auch „nein“ sagen lernen.

„Viele der Vorschläge und Aufforderungen, mit denen uns unsere Mitmenschen in ihrer Selbstsucht und Gedankenlosigkeit kommen, sind,“ so lehrt uns Doktor Sadolin, „nicht ein „Ja“ wert. Das Nein hat sein Recht ebensogut wie das Ja; aber das abweisende Nein ist schwerer zu sagen als das gern gehörte Ja; es gehört deshalb etwas Übung dazu, um es sagen zu können. Und man muß sich darin üben, das Unnütze, das Zwecklose, das Unzeitige von sich zu schieben. Tut man es aber, spart man viel Arbeit und — Nervenkraft!“

Einer der wertvollsten Ratsehläge Sadolins geht dahin, daß man — im Interesse seiner Nerven — den Mut haben soll, einem guten Teil der unnützen, aber aufreibenden Geselligkeit fernzubleiben. Die meisten denken gar nicht daran, in welchem hohen Grade das Gehirn durch eine vier- bis fünfstündige Konversation erschöpft wird! Die Konversation, „die Idee der Geselligkeit in ihrer Reinzucht, diese Kaffeemühle, die nicht stille stehen, aber die auch keine ehrliche Bohne mahlen kann,“ ist Gift für die Nerven! Eine mühselige Vergeudung der Nervenkraft, wobei diese nicht nur zwecklos heraussickert, sondern geradezu in den leeren Raum hineingepumpt wird. Etwas anderes ist nach Dr. Sadolins Ansicht diejenige Verkehrsform zwischen Menschen nicht, die wir Geselligkeit nennen.

## Die Milch

Die Milch erscheint uns als gelblich- oder bläulich-weiße, undurchdringliche Flüssigkeit von süßlichen Geschmack. Bringt man einen Tropfen Milch zwischen zwei Glasplättchen und betrachtet ihn im Mikroskop, so erscheint die Milch durchsichtig und farblos. Die Undurchsichtigkeit großer Mengen rührt vom Fett her, das in Form von winzigen Tröpfchen in der Milch schwebt. Unter dem Mikroskop sehen diese Fetttropfen wie Kügelchen von wenigen tausendstel Millimeter Durchmesser aus. Läßt man Vollmilch ein bis zwei Tage lang ruhig stehen, so scheiden sich die Fettkügelchen ab und gelangen auf die Oberfläche der Milchflüssigkeit. Diese Fettschicht auf der Milch nennen wir Sahne oder Rahm. Der Rückstand ist Magermilch. Um die Fettabsonderung der Milch zu beschleunigen, wird sie in der sogenannten Zentrifuge zentrifugiert oder geschleudert. Durch das Schütteln sammeln sich die Fettkügelchen, verkleben miteinander und scheiden sich in Form von Klumpen aus. Die Kuhmilch enthält gewöhnlich 3½ bis 4 Prozent Fett. Außer dem Fett enthält die Milch Stoffe, die den größten Wert als Nährstoffe haben. Da sind vor allem die Eiweißstoffe, so genannt, weil im Stoff dieser Art auch Hühnerei vorkommt. Der Haupteiweißstoff der Milch heißt Kasein, d. h. Käsestoff. Kasein ist derjenige Bestandteil, der bei der Säuerung der Milch als Gerinnsel ausscheidet. Kleine Mengen von Kasein sondern sich auch beim Koehen der Milch als zarte Häutchen auf der Oberfläche ab; ein solches Häutchen bildet sich immer wieder von neuem, sobald man eines entfernt hat. Nach Entfernung des Fettes und des Kaseins aus der Milch hinterbleibt eine fast klebrige Flüssigkeit, die Molke. Dampft man die Molke bis zum Trocknen ab, so erhält man eine weiße, kristallische Masse, den Milchezucker. Läßt man schließlich eingetrocknete Milch an der Luft verbrennen,

so bleibt eine recht beträchtliche Menge Asche zurück, die von den unverbrennbaren mineralischen Bestandteilen herrührt, wie z. B. Kalk, Kali, Phosphorsäure usw. Im ganzen enthält also die Milch fünf Bestandteile: 1. Wasser, 2. Fett, 3. Eiweißstoffe (Kasein usw.), 4. Milchzucker und 5. Mineralstoffe. Die Mengen dieser einzelnen Bestandteile sind jedoch nicht in jeder Milch gleich. Die prozentuelle Zusammensetzung der Milch hängt von vielen Umständen ab, wie von der Rasse der Kühe, ferner von der Art und Menge des Futters, das die Tiere bekommen. Wird z. B. die Kuh mit wasserreichen Futtermitteln ernährt, wie Rüben oder Schlempe, so erzielt man zwar viel Milch, aber die Milch ist wässrig und arm an Nährstoffen. Malz und Roggenkleie dagegen vermehrt die Nährstoffe der Milch. Morgens gemelte Milch ist wasserreicher und stoffärmer als Mittags- oder Abendmilch. Endlich wirkt mäßige Bewegung vorteilhaft auf die Milchabsonderung, dagegen geben abgehetzte Tiere Milch in geringerer Quantität und schlechter Qualität. Alle diese Umstände und noch viele andere muß der Landwirt berücksichtigen, der auf eine rationelle Milchproduktion bedacht ist. Mehr als alle anderen Nahrungsmittel noch ist die Milch Fälschungen unterworfen. Entweder wird der Milch das Fett entzogen, oder es wird ihr Wasser zugesetzt. Abgerahmte Milch wird durch Entfernung des Fettgehaltes schwerer, und auch durch den Wasserzusatz wird sie schwerer als normale Milch. Raffinierte Milchfälscher wenden daher beide Verfahren zugleich an, so daß sie eine Milch bekommen, die zwar sehr arm an Nährstoffen ist, aber für das Auge des Laien aber kaum von guter Milch unterschieden werden kann, höchstens daß die Fälschung etwas bläulicher aussieht.

Obwohl die Milch in ihren Hauptbestandteilen immer gleich ist, so unterscheiden sich die Milcharten der verschiedenen Säugetiere doch sehr wesentlich voneinander. Am stärksten aber unterscheidet sich die Frauenmilch von der Milch der Tiere. Kuhmilch z. B. enthält bedeutend mehr Eiweißstoffe und mineralische Bestandteile als Frauenmilch, ist aber an Zuckergehalt ärmer. Kuhmilch kann also keineswegs einen gleichwertigen Ersatz für Frauenmilch bilden. Man hat vielfach versucht, durch Entziehen mancher Stoffe und Hinzufügen der anderen aus der Kuhmilch eine künstliche Muttermilch herzustellen; aber es ist trotz des hohen Standes der Chemie bis jetzt noch nicht gelungen, einen wirklichen Ersatz zu schaffen, da die absolut genaue Analyse der Muttermilch noch unbekannt ist. Wäre man aber auch imstande, eine künstliche Milch herzustellen, die genau dieselbe Zusammensetzung hätte wie die Frauenmilch, so wäre ihre Wirkung für die Ernährung doch noch nicht dieselbe wie die der Muttermilch. Es kommt da nämlich noch ein zweites Etwas hinzu, das die Wissenschaft den „biologischen Faktor“ nennt. Unter dem biologischen Faktor versteht man hier das eigentliche tiefinnerste Wesen des einzelnen Menschen. Zwischen Mutter und Kind besteht nun dieser biologische Faktor, und darum auch gedeiht das Kind am besten, wenn es von der Milch der eigenen Mutter ernährt wird. Nicht einmal die Milch einer fremden Frau, also einer gesunden Amme, geschweige denn ein künstliches Präparat, vermag als voller Ersatz für die Muttermilch betrachtet zu werden.

## Kleine Winke.

Verhaltensmaßregeln bei Typhusfällen. Die Hauptgefahr bilden die Stuhlgänge, in denen sich die Typhusbazillen in sehr großen Mengen

befinden. Die mit ihnen bis in die Rekonvaleszenz hinein entleerten Bazillen werden am sichersten durch Vermischen der Stuhlgänge mit gleichen Teilen einer höchstens 4 Tage alten Kalkmilch (1 Teil gelöschter Kalk, 2—4 Teile Wasser) vernichtet. Auch der Abtritt (Latrine), in den die Ausleerungen dann geschüttet werden, ist mit Kalkmilch gründlich zu reinigen und auszugießen. Die benutzten Stechbecken sind mit Kalkmilch auszuspülen und auch außen abzuwaschen. Die im Urin und gelegentlich im Auswurf entleerten Bazillen werden durch Zusatz gleicher Mengen 5proz. Karbolsäure oder von Lysol vernichtet. Die vom Kranken benutzte Wäsche wird am besten in einen Bottich mit 3proz. Karbollösung in Seifenwasser geworfen und vor dem Waschen unter Zusatz von Soda aufgekocht, um die Wäscherin vor Ansteckung zu bewahren. Nach Beendigung der Krankheit werden Matratzen und dergl. im strömenden Dampfe sterilisiert oder, wenn das möglich ist, auseinandergenommen und ihre einzelnen Teile gekocht. Das Bett, der Fußboden werden mit 3proz. Karbolsäure oder mit Kalkmilch abgescheuert, ebenso mit Oel- oder Emaillfarbe gestrichene Wände, Tapeten, sind mit Brot abzureiben. Die mit dem Typhuskranken in Berührung kommenden Personen, vor allem Pflegepersonal und Arzt, haben stets daran zu denken, daß sie bei ungenügender Sorgfalt nicht nur sich selbst anstecken, sondern auch anderen die Infektion übermitteln können. Sie haben deshalb nach jeder Berührung des Kranken die Hände sorglich zu desinfizieren (mit Lysol oder Karbol oder Kreolin) und Kleidungsstücke, die mit Ausleerungen des Kranken irgendwie verunreinigt sein können, zu wechseln. Die Ausbreitung der Krankheit auf die Umgebung wird der Arzt im allgemeinen nur dann mit voller Sicherheit verhindern können, wenn eine bestimmte, mit den notwendigen Maßnahmen vertraute Person die Pflege besorgt. Leistet bald dieses, bald jenes Familienmitglied Handreichungen, so ist das unmöglich. Da der wichtigste Vermittler des Typhus infiziertes Trink- und Nutzwasser ist, so soll man nur abgekochtes Wasser trinken. (Man verlasse sich nicht auf filtriertes Wasser!) Benutzt man Wasser zum Abspülen von Gemüse, Obst und dergl., oder setzt man zu Milch Wasser hinzu, oder wäscht man das Kochgeschirr aus, so benutze man stets abgekochtes Wasser. Vorsicht vor Syphon, Eis, das von infiziertem Wasser hergestellt sein kann. Man esse keine rohe Lutter. Am besten ist man in Epidemiezeiten nur gut gekochtes Gemüse oder Obst und trinke kalten Tee, Kaffee oder Bier und dergl. (Bei weitem am häufigsten wird der Typhus durch die Stuhlentleerungen direkt oder indirekt auf andere Menschen übertragen. So erkranken Personen, die mit der Pflege Typhuskranker zu tun oder die mit Faeces beschmutzte Wäsche zu waschen haben. Gar zu leicht haften kleinste Mengen keimhaltigen Materials an den Händen und verursachen die Infektion. Das bloße Zusammensein mit einem Typhuskranken ist ungefährlich. Eine direkte Infektion ist fast immer das Zeichen unzureichender Sorgfalt bei der Reinigung des eigenen Körpers.)

Nasenbluten. Die von Nasenbluten befallene Person atme bei festgeschlossenem Munde durch die Nase tief ein, schließe sodann mittelst der Finger die Nase fest und atme durch den nunmehr geöffneten Mund aus. Die atmosphärische, durch die Nase eingeatmete Luft bringt bekanntlich das Blut in der Nase zum Gerinnen. Die auf 28 Gr. R. geheizte Lungenluft würde die Gerinnung wieder beseitigen, wenn sie nicht durch den Mund beseitigt würde. Man probiere dieses Mittel.

## Feuilleton

### Die Streiche der schlimmen Paulette.

Roman von Karl Hans Strobl.

(Fortsetzung.)

„Da muß man nur den Kopf schütteln,“ meinte Pauline. Sie sah ihren Begleiter von seitwärts und hinten an, denn jetzt war er voraus und sie ein wenig hinterdrein. Und da sah sie, daß sein Gesicht gar nicht so kindlich war. Die Wangen waren hart und fest und um die Augen saß es wie eine noch nicht erwachte Männlichkeit, die Stirne wölbte sich so energisch vor, daß man schon an einen starken Willen unter dem Schädel glauben konnte.

Thomas sah drüben am Hang drei Uniformen. Das war Hureau mit seinen beiden Trabanten, der dort für die Straße eine Fortsetzung suchte. Thomas hatte keine Lust, mit ihm zusammenzutreffen, er wollte diese Stunde für sich allein haben.

Er wandte sich also nach links, wo sich ein dichtes Gestrüpp am Abhang des Monte Caponne hinabzog, ein Mancqui von immergrünen, ineinandergewirrtten Stachelsträuchern, zwischen denen da und dort plötzlich eine brennendrote Blüte vorschöß, wie ein Ausbruch wilder Leidenschaft aus aszetischen Gemütern. Ein schmaler Pfad zog hindurch. Pauline und Thomas gingen hintereinander her. Die Fürstin fand das entzückend; die Natur, die sie als kleines Mädchen gekannt und seither in der Luft des Hofes und unter den Kristallprismen der Hängeleuchter vergessen hatte, gab sich ganz unbefangen und ohne Groll. Ganz schäferlich wurde Paulette zumute, als ob sie noch nicht gar so lange von Korsika weg gewesen sei.

„Paul und Virginie,“ sagte sie, indem sie Thomas über die Schulter anlächelte. Sie dachte weiter, wie es wohl wäre, wenn sie jetzt stehenbliebe, den Grenadier beim Kopf nähme und küßte. Aber nein, widerstand sie sich selbst, dann verderbe ich mir das Vergnügen, ihm zuzusehen, was er anfangen wird. Er ist in mich verliebt. Ich bin neugierig, wie er sich betragen wird. Und ein provenzalisches Troubadourliedchen vom Knappen und der Königstochter ging ihr durch den Kopf, das sie zu Zeiten des seligen Herrn Fréron in Marseille immer gesungen hatte.

Inzwischen ging Thomas von Kiennast einer Wende seines Schicksals entgegen. Man sollte es nicht glauben: es blühte an einem Feigenbaum.

Als sie aus dem Macqui hinaustraten, sahen sie ihn auf einer kleinen Lichtung vor einem Weingarten, in dem noch Spättrauben geborgen waren. Er war über und über mit den zarten Herbstblüten bedeckt.

„Warten Sie, Grenadier,“ sagte Paulette, „wir wollen uns bekränzen.“ Sie war ganz schäferlich gestimmt. Sie lief zu dem Feigenbaum hin, streckte sich und brach einen der Aeste ab.

Nun war aber der Bauer Spinelli ganz in der Nähe in seinem Weingarten mit herbstlichen Arbeiten beschäftigt. Es war das derselbe Spinelli, dem vor einiger Zeit von durstigen Grenadiern der Weinkeller geleert worden war. Er hatte zwar die Genugtuung bekommen, die Uebeltäter gestraft zu sehen. Aber er gab nicht so viel auf ideale Güter, daß er sich mit dieser Befriedigung des Gerechtigkeitsgefühles begnügt hätte. Es war auch ein positiver Schade entstanden, der in einer runden Summe ausdrückbar war. Als er aber mit seiner Forderung vor Sieur de la Pegrusse erschienen war, hatte ihm der liebenswürdige Gaskogner zwar die aller schönsten Versprechungen, aber nicht einen Sou-

## Blüthner Pianos

das beste deutsche Fabrikat

Alleinirtetge Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucchesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULÖ

Schadenersatz gegeben. Das verletzte den biederen Landmann in seinen tiefsten Gefühlen, die bei ihm in dem Strumpf zu finden waren, der hinter dem Brunnen in seinem Hofe vergraben lag. Und es machte ihn sogar in seiner Kaisertrübe wankend. Seit jenem Tag hielt er sich für berechtigt, jedem Fremden, den er auf seinem Grund finden würde, mit dem Stock eine Bauernpredigt zu halten.

Heute war er nun bis zum Rand mit Gift und Galle geladen. Denn er hatte erfahren, daß sein Nachbar, dessen Keller verschont geblieben war, seinen neuen Wein höchst vorteilhaft an den Händler aus Genua verkauft hatte. Und er selbst stand mit leeren Händen da, leer wie ein ausgeronnenes Ei, und hatte nichts als Sieur de la Pegrusse's schöne Versprechungen auf die zukünftige Füllung der kaiserlichen Kassen.

Und da geschah es, daß er bei seiner Arbeit ein Brechen von Zweigen hörte und, aufblickend, ein Frauenzimmer wahrte, das von seinem Feigenbaum — Spinellis bestem Feigenbaum — die Blüten abriß. Es war kein Zweifel, daß sie auch über die Spättrauben gehen würde.

Er erwischte den ersten besten Rebstock, der zu seinen Füßen lag, brüllte wie ein Tiger und brach aus seinem Weinberg auf die Lichtung hervor.

Als die Prinzessin den buckligen Kerl erblickte, der mit den beharten Affenarmen in der Luft focht und einen Knüttel schwang, schrie sie auf, ließ die Zweige fallen und rannte davon.

Bergab.

Und Spinelli wie ein bäumlicher Wirbelwind, der durch die Dorfstraßen fegt, hinterdrein.

Thomas von Kiennast aber stak zur selben Zeit im Macqui, wohin ihn Paulette selbst geschickt hatte, um Schlingpflanzen für das Kranzwinden zu holen. Er hörte ein Brüllen, dann den Schrei Paulettes und sprang hervor.

Da sah er schon die Jagd im Gang.

Und da kam ein achilleischer Zorn über ihn, samt der dazugehörigen Schnellfüßigkeit, daß er hoch emporsprang und dann hinterdrein sauste.

Der Hang war steinig und das Macqui hatte lange Streifen von Ausläufern über ihn gesandt, und Paulettes Seidenschühlein waren für ein solches Rennen nicht geeignet. Da paßten schon Spinellis Bauerntreter besser dazu.

Thomas aber setzte hirschenhaft über Stock und Stein. „Halt!“ schrie er hinter Spinelli her: „Halt!“

Aber Spinelli hatte es sich in den Kopf gesetzt, seine Bauernpredigt vom Stapel zu lassen und war von diesem Vorsatz so benommen, daß er nichts hörte.

Thomas sah, daß die Prinzessin stolperte, und der Verfolger Raum gewann. Da wuchsen ihm Flügel an den Versen, und er berührte zwischen zwei ungeheuerlichen Sprüngen kaum den Boden.

Jetzt hatte er den Bauern erreicht, warf ihm von hinten die Arme um, stürzte mit ihm nieder und kollerte mit ihm ein Stück den Abhang hinab, bis

sie am Stamm einer Zypresse liegen blieben. Dabei stießen ihre Köpfe gegeneinander, daß es in zwei Gehirnen einen Krach gab, als ginge die Welt in Trümmer. Aber es waren gute und harte Köpfe, das muß man sagen, und die Betäubung hielt nicht lange an. Sie tauchten aus ihrer Verschleierung auf und sahen sich Gesicht an Gesicht. Eine Kinderwange neben einem bräunlichen Stoppelfeld.

Als Spinelli die Uniform seines Ueberwältigers quoll die Wut noch einmal in ihm auf. Er griff mit der harigen Faust nach Thomas' Hals.

Aber Thomas stieß ihm mit dem Knie in den Bauch, daß er losließ. „Du Esel“, keuchte er, „das ist die Fürstin Borghese . . . Du kommst auf die Guillotine.“

Da lag Spinelli auf einmal ganz ruhig und überdachte den Fall mit jener Besonnenheit, die sich für einen Ehemann und Familienvater unter solchen Verhältnissen schickt. Es war eine immerhin beachtenswerte Elastizität, sich in die Veränderungen zu finden.

„Es ist wirklich die Prinzessin Pauline?“ fragte er mißtrauisch. „Du Schafskopf, Du Bauernesel, Du hariger Idiot. Du hast sie schlagen wollen, was?“ raste Thomas weiter. Er war nicht so leicht aufzuhalten, wenn er einmal im Schwung war, teutonische Kampfeswut hatte ihn erfaßt. Er hielt also den braven Spinelli bei der Gurgel und bearbeitete die beiden Stoppelfelder links und rechts mit der flachen Hand.

„Was? Was? Du hast sie schlagen wollen?“

Spinelli hielt still. Er berechnete inzwischen einen Aufschlag zu seinen Forderungen an die kaiserlichen Kassen.

Endlich verließ Thomas seine Empörung zugleich mit der Kraft seiner Arme. Spinelli erhob sich und hinkte den Berg hinan. Als er sich genügend entfernt hatte, wandte er sich um und schrie: „Sie hat's ja nirgends aufgeschrieben, daß sie die Prinzessin ist.“ Und darauf lief er, was er konnte, dem Macquü zu und verschwand in den Büschen.

Paulette aber stand da, an einen Zypressenbaum gelehnt, und lachte Tränen. Thomas war verduzt, denn er hatte erwartet, sie in stürmischer Aultregung zu finden. „Es war großartig, mein Herr“, rief sie, „Sie haben mir ein unvergessliches Schauspiel bereitet. Ich werde immer daran denken müssen . . . wie Sie da über dem Bauern gelegen sind und mit den Füßen gestrampelt haben. Ihr beide . . . nein, es war wie ein Hahnenkampf . . . Sie haben es ihm gegeben. Ich glaube, der Flegel hätte mich tüchtig durchgehauen, wenn er mich erwischt hätte.“

Dann raffte sie ihr Kleid hoch und wendete es hin und her. Thomas' Blick verwirrte sich an zerrissenen Seidenstrümpfen, an Dessous, von denen die Spitzen hingen, an dem entzückend zerzausten Saum eines seidencn Kleides. „Sehen Sie, hier ist ein ganzes Stück herausgerissen“, sagte Paulette, „hier hinten, bitte, ich glaube — ja, wahrhaftig, es hängt noch dort oben an dem Busch.“

Thomas sah etwas Weißes oben am Hang.

„Aber jetzt kommen Sie, mein Herr“, sagte die Prinzessin, „ich habe genug von einer Natur, in der solche Ungeheuer hausen. Man sollte solche Menschen an die Kette legen. Führen Sie mich zum Wagen. Ich glaube, der gute Drouot wartet lange genug.“

Der gute Drouot war inzwischen zu einem sehr grimmigen Herrn geworden, zu einer Pulverkammer voll Aerger.

Die Kameraden Thomas mußten es entgelten, daß er mit der Prinzessin spazieren ging. Der Feuer-eifer, mit dem sie den Monte Caponne bearbeiteten,

genügte dem Gouverneur nicht. Er diktierte von seinem Wagen unbarmherzig Arreststrafen wegen Saumsal und Nachlässigkeit.

Als er Paulette herankommen sah, ging die Finsternis seines Gesichts in Dämmerung über.

„Denken Sie, General“, rief sie ihm schon von weitem zu, „so ein Bauernlummel hat mich erschlagen wollen . . . Bei Gott, ich wäre fast erschlagen worden! Hier haben Sie den Mann, der mir das Leben gerettet hat. Ja — ein einfacher Grenadier, aber ein Kavalier, sage ich Ihnen, General. Sie können stolz sein, einen solchen Mann unter den kaiserlichen Truppen zu haben.“

Dann ließ sie ihre Hand warm in der ihres Ritters dahinströmen: „Ich danke Ihnen, mein Herr. Sie verdienen Ihr Offizierspatent. Sie werden noch von mir hören.“

Thomas starrte dem Wagen nach. Seine Hand war zum Heiligtum geweiht. Hureau, der während der Dankesszene herangekommen war, trat zu ihm. „Ich gratuliere, Herr von Kiennast“, sagte er, „nun werden Sie nicht mehr lange auf den Leutnant zu warten haben.“

„Sie meinen . . .?“ fragte Thomas aus seinem Traum.

„Ich meine: die Flittergoldkönigin hat Sie erwähnt. Sie weiß ihren Willen durchzusetzen.“

Verdrießlich wandte sich Thomas ab. Die Flittergoldkönigin? Was das wieder für ein Ausdruck war? Dieser Hureau hatte doch vor nichts und niemand Respekt.

Am nächsten Morgen erhob sich Thomas sehr zeitig, noch vor Beginn der Arbeit. Er ging auf der gestrigen Rückzugslinie bis zur Stätte des Kampfes. Da flatterte oben an dem Gedörnc eines Busches ein weißer Seidenfetzen. Er löste ihn behutsam ab, bettete ihn unter seinem Roek und trug ihn in die Baracke. Dort nahm er ihn wieder hervor, grub seinen Marschallstab aus den Tiefen des Tornisters und umwand ihn mit der seidencn Fahne aus Pauletten's Roek. Als er den Marschallstab wieder versenkt hatte, stand er einen Augenblick hoch aufgerichtet da und in seinen Augen strahlte ein großes Licht.

#### Fünftes Kapitel.

Drei Tage später rief der Kapitän Hureau den Grenadier Thomas von Kiennast beim Antreten der Mannschaft aus der Reihe und übergab ihm ein großes Schreiben, das die Siegel der Kommandantur und der Kaiserlichen Kanzlei trug.

„Ich freue mich“, sagte er, „daß ich Ihnen gut prophezeit habe und beglückwünsche Sie noch einmal. Sie sehen, daß ich die Flittergoldkönigin kenne und weiß, welche Macht sie hat. Nun, mein Lieber, ist es an Ihnen, sie nicht zu enttäuschen.“

Das Glück überrieselte Thomas von Kiennast wie ein kristallener Regen. Die Worte des Kapitäns schoben sich nur nebelhaft vorüber. Er ließ sich sagen, was er zu tun habe, und tat es denn ganz genau nach den Weisungen.

Er nahm noch viele Glückwünsche entgegen. Cambronne's Begrüßung bestätigte ihm Hureau's Worte: „Wir haben Sie rasch befördert, Herr Leutnant“, sagte er mit ganzer Galligkeit eines Kranken Magens, „man hat es höheren Ortes gewünscht. Man interessiert sich höheren Ortes für Sie, mein Herr!“

Mallets Glückwunsch kam wie aus dem Hintergrund einer Höhle und war vom Atem des Weines von Marciana umhaucht.

Coronel sagte: „Nun fehlt Ihnen nichts, als daß wir die Insel verlassen und nach Paris marschieren.“

Pegrusso bat ihn, nicht allzu sehr auf die Auszahlung der Gage zu drängen, und war sehr zufrieden, als Thomas erklärte, von Haus aus so reichlich versehen zu sein, daß er warten könne.

Schultz schüttelte den Kopf: „Sie haben einen Weiberrock im Beginn ihrer Laufbahn. Geben Sie acht, daß Sie nicht darüber stolpern. Immerhin — ich begrüße Sie. Sie gefallen mir. Wir wollen zusammenhalten.“

Nachdem Thomas seine neue Uniform bekommen hatte, verließ er die Kaserne und begann nach einer Wohnung Umsehau zu halten. Der Maire, an den er sich wandte, wies ihn an den Notar Balliani.

Das Haus des Notars lag auf der obersten Stadterrasse und hatte ein hübsches Stück der Landschaft als Garten ummauert. Durch einen kahlen, kühlen Gang wurde Thomas von einer alten Magd auf den Hof gewiesen.

Da stand ein junges Mädchen, ein wimmelndes Gewinsel junger Hunde um die Füße. Ein Kind von acht Jahren saß auf einem Sandhaufen und grub Höhlenwohnungen hinein.

Vier blaue Augen sahen den Fremden erstaunt an. „Der Vater ist im Garten,“ sagte das junge Mädchen, ich will Sie hinführen.“

Sie gingen durch die grüne Tür in der Hofmauer und zwischen wenig gepflegten Beeten hin. Weiter oben sah man den würdevollen Wandel zweier dunkler Röcke.

Der Notar hatte den Herrn Pfarrer zu Besuch.

„Sie sollen sehen, Balliani,“ sagte der Hoehwürdige. „es wird geschehen, wie ich sage. Es ist ganz gewiß, daß Talleyrand vorgeschlagen hat, den Kaiser von hier fortzuschaffen. Elba ist viel zu nahe an Europa. Man geht mit dem Plan um, Napoleon nach Sankt Helena zu überführen.“

Balliani wandte den Kopf im hohen Kragen un-  
aufhörlich nach allen Seiten. Er war immer in Angst, von jemanden belauscht zu werden.

Seinem mit allen Salben der Amtsgelahrtheit geschmierten Geist hatte sich die Ueberzeugung eingepägt, daß das Leben nichts anderes sei als eine ungeheure Mausefalle, und daß in jedem Brocken Speck ein Haeken versteckt ist. Ueber die ganze schiefe Ebene dieses Erdendaseins waren unglückliche Zufälle und Mißverständnisse, Böswilligkeiten und Verrätereien ausgestreut, wie Selbstschüsse und Fußangeln auf einem Festungsglaeis.

„Ich bitte Sie“, sagte er, „wir wollen von etwas anderem sprechen. Wenn jemand da hinter der Mauer steht . . . Die Leute lauern ja nur darauf, einem etwas anzutun. Denken Sie, wenn dem Kaiser etwas hinterbracht wird. Die Politik ist eine gefährliche Sache.“

Aber der Hochwürdige hatte zwei Walzen in seinem Innern. Die eine trommelte von der Seidenraupenzucht, die andere trompetete Politik. Und wenn eine dieser Walzen aufgezogen war, so mußte sie ablaufen, und wenn sich der Papst mit sechs- undzwanzig Kardinälen dawider gespannt hätte. Mit einer ungemein zerfurchten Verschwörermiene sprach der Hoehwürdige weiter: „Eine gefährliche Sache — sie zu betreiben. Aber eine Bürgerpflicht, darüber zu sprechen. Sehen Sie, der Kaiser hat es ja nicht um die Kirche verdient, daß man sich seiner annimmt. Denken Sie nur, was er uns alles an-  
getan hat. Aber er hat später vieles wieder gut gemacht. Und ich muß sagen, ich will mich jetzt für ihn einsetzen. Es wäre sehr traurig, wenn er von Elba weggeschleppt würde . . . traurig für uns . . .“

Als der Hoehwürdige bei dieser mit dem wärmsten Kanzelton, wie er nur aus einer mit Schmutztabak wohlgefüllten Nase quellen kann, vorgetragenen

Stelle angelangt war, legte ihm der Notar die Hand auf den Arm. Balliani war ganz grün vor Entsetzen. Er hatte zwischen den Büschen eine Offiziersuniform entdeckt. Und sogleich war ihm eingefallen, was er jemals von plötzlichen Entführungen, von Verhaftungen mißliebiger Personen gehört hatte.

„Schweigen Sie“, raunte er hastig, „oder wir sind verloren!“

Und der Pfarrer schwieg, er schwieg wirklich im ersten Schrecken.

Balliani aber konnte sich noch immer nicht recht erholen, selbst als er schon von Thomas gehört hatte, daß es sich nur um das Gartenhaus handle, das hier zu vermieten sei. Er atmete schwer und betrachtete den Offizier von der Seite, als befürchtete eine Hinterlist.

Sobald der Pfarrer gemerkt hatte, daß hier nur eine harmlose Ereignung stattgefunden habe, ließ er seine Walze weitersehnurren: „Sagen Sie, mein Herr Offizier, Sie werden ja darüber genaueres sagen können . . . weiß Se. Majestät von Dingen, die sich vorbereiten sollen und . . .“

Aber da warf sich der Notar noch einmal in das Räderwerk, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden. „Der Herr Leutnant wird sich die Wohnung ansehen wollen . . . ich bitte Dich, Charlotta, geh' Du mit dem Herrn . . . Du wirst ihm alles zeigen. Sie verzeihen, mein Herr, eine dringende Besprechung mit meinem Freund . . . guten Tag, mein Herr!“

Und schon hatte er die Finger in den schwarzen Aermel der Soutane festgehakt und schleppte den Hoehwürdigen davon. Man sah den Vergewaltigten die Arme emporwerfen und hörte nur noch ein Wort von der Fortsetzung des Gespräches, allerdings ein bedeutsames Wort . . . „eine Liga elbanischer Patrioten zu gründen . . .“

Lachend lief Carlotta dem Offizier voran, sprang die drei Stufen eines Gartenhauses hinauf und öffnete eine gelbgestrichene Türe, in die zwei Gucklöcher in Herzform eingeschnitten waren.

„Hier, mein Herr“, sagte das Mädchen, „ist die Wohnung, die der Vater zu vergeben hat.“

Es war ein ganz allerliebstes Häuschen, mit kleinen Zimmerehen, einer sehr engen Treppe, auf der man sich dreimal um sich selbst drehen mußte, mußte, um gewunden wie ein Korkenzieher, oben anzukommen. Das Behagen einer fast verklungenen Zeit strich über die Möbel aus Olivenholz, die zum Teil mit gelben, geblühten Stoffen bespannt waren. Eine große Standuhr klang über den Flur des ersten Stockwerks hin, so ernst und gemessen, und so von der Wichtigkeit ihres Berufes überzeugt, das man sogleich Vertrauen zu ihr haben mußte. Oben, nahe der Decke der kleinen Zimmerehen liefen Mäander in pompejanischem Rot hin, die von kreisrunden Medaillons mit Silhouettenköpfen unterbrochen waren.

In den Ecken waren Säulen aufgemalt, mit so viel Hingabe und eifrigem Bemühen, die Wirklichkeit nachzuschildern, daß sich ein gutherziger Mensch gewiß daran gelehnt hätte, wenn der Maler zugegen gewesen wäre, um ihm eine Freude zu machen.

Das Schönste aber war dem Blick vorbehalten, der aus den Fenstern des oberen Stockwerkes frei über das Amphitheater der Stadt und des Hafens hinjauhen dürfte.

„Der Großvater hat bis jetzt hier gewohnt“, sagte Charlotta. „Aber der Vater hat ihn jetzt in das Haus hinunter genommen, damit er ihn besser unter den Augen hat und überwachen kann. Der Großvater ist nämlich manehmal durchgebrannt und hat dann Unfug getrieben. Erst vor ein paar Tagen wieder. Er hat sich unter die Soldaten gemischt und

hat ihnen erklärt, der Kaiser sei gar nicht der Kaiser . . . und solchen Unsinn.“

„Ich erinnere mich,“ antwortete Thomas, „ich war dabei. Mein Gott, ein armer alter Mann, der ein bißchen verwirrt ist. Man darf solche harmlosen Menschen doch nicht erst nehmen.“

Da sah ihm Carlotta sehr dankbar ins Gesicht. Sie hat blaue Augen, dachte Thomas, wie kommt dieses deutsche Blau nach Elba? Und, weiß Gott, blond ist sie auch. O, unergründliche Rätselspiele der Natur. „Nicht wahr“, sagte das Mädchen eifrig, „ich finde das auch. Wer kann uns aber den Großvater dafür zur Verantwortung ziehen? Aber der Vater hat solche Angst, daß für uns etwas Unangenehmes daraus entstehen könnte. Sagen Sie nur, ich bitte — jeder Mensch auf der Insel weiß, was er vom Vater zu halten hat.“

Die Türe knarrte ein wenig, und dann stand das kleine Mädchen aus dem Hof im hellen Rahmen. Sie hatte den Sandhaufen verlassen und war dem fremden Offizier nachgelaufen, um ihm ihre schönste Puppe vorzustellen. Jetzt aber wagte sie sich nicht weiter, verwirrt durch das Geglitzter der nagelneuen Uniform, und drückte mit einer Hand die Puppe an die Brust.

„Komm nur her“, sagte Carlotta, „es ist meine Schwester Ricarda. Gib dem Herrn die Hand.“

Aber Ricarda zog es vor, die freie Hand zur Hälfte in den Mund zu stecken. „Pfui“, mahnte die Schwester, „es ist ja nicht der Kaiser Napoleon. Sie müssen wissen, daß sie vor dem Kaiser eine fürchterliche Angst hat. Wir haben eine Magd gehabt, die hat sie immer mit Napoleon geschreckt, wenn sie unartig war. „Gleich kommt der Napoleon und holt Dich“. Das war noch, bevor der Kaiser nach Elba kam. Die Magd ist schon längst aus dem Haus, aber dem Kind ist die Angst geblieben.“

Inzwischen hatte Ricarda Vertrauen gefaßt, kam näher und reichte dem Offizier die feuchten, klebrigen Finger.

„Der Herr wird vielleicht hier bei uns wohnen“, sagte Carlotta . . . „Das heißt: ich weiß ja noch gar nicht, ob Ihnen die Wohnung gefällt.“

Thomas hielt noch immer die Kinderhand in der seinen und sah dabei zum Fenster hinaus, das ganz von dem Blaugrün der See erfüllt war: „Sie gefällt mir“, sagte er, „ich bitte Ihrem Vater mitzuteilen, daß ich mit seinen Bedingungen einverstanden sein werde.“ —

Balliani aber wollte zuerst nichts davon wissen, den Offizier in sein Haus aufzunehmen. Es war ihm indessen schwer aufs Herz gefallen, daß ein solcher Hausgenosse eine Gefahr bedeutete, wenn es dem alten Miramonte in den verstörten Sinn kam, hochverräterische Reden loszulassen.

Aber Carlotta überwand diese schotternden Bedenken. „Es ist noch weit auffallender, Papa“, meinte sie, „wenn Sie dem Herrn Leutnant die Wohnung nicht geben. Denken Sie: man wird sagen, Sie weigern einem Kaiserlichen Offizier die Unterkunft. Ah, wohin kann das führen! Man wird sagen, Sie haben kein gutes Gewissen. Sie fürchten den Beobachter.“

Balliani erschrak und stimmte ihr bei.

Am nächsten Tage wurde der Mietskontrakt unterzeichnet.

Als Thomas am Abend in sein Gartenhaus kam, saßen zwei Grenadiere mitten im Zimmer zur ebenen Erde. Sie hatten sein Gepäck aus der Kaserne herübergeschafft und erwarteten ihn nun, auf dem Koffer sitzend.

Beim Exerzieren und Arbeiten unterwarfen sie

sich seinem Kommando. Aber hier hielten sie noch den alten kameradschaftlichen Ton fest. der ältere, „da ist es ganz anders, wie in der Kaserne.“

„Ja, zum Teufel, jetzt hast Du es fein“, sagte Und der jüngere fügte hinzu: „Es riecht hier auch ganz anders.“

„Ich danke Euch, Freunde“, sagte Thomas, ihr seid mir gute Kameraden gewesen. Sagt das auch den anderen.“

„Sonst sollen wir ihnen nichts überbringen?“ fragte der ältere mit schlauer Miene. Thomas zog mit der Ruhe eines Grandseigneurs einen gestickten Beutel: „Diese Börse!“

„Bei der Jungfräulichkeit des Papstes“, sagte der alte Grenadier, „wenn Du auch durch einen Unterrock Leutnant geworden bist, so bist Du doch ein braver Kerl. Wir wünschen Dir alles Gute.“

Sie sollen mir nicht alle den Unterrock vorwerfen, dachte Thomas, als sie gegangen waren, sie werden schon eintreten, daß ich selbst auch etwas einzusetzen habe. Und er nahm den Tornister, den er nicht abgegeben hatte, und gab ihm einen Ehrenplatz in seinem Schlafzimmer, seinem Bette gegenüber, daß sein Blick beim Schlafengehen und beim Aufstehen auf ihn fallen mußte und daß er stets an den Marschallstab gemahnt werde.

#### Sechstes Kapitel.

Ueber allen diesen Dringlichkeiten hatte es Thomas bisher noch versäumt, der Fürstin Borghese seinen Dankbesuch zu machen.

Der Conte Marina, der Kammerherr Paulinens, brachte ihm ein Billett, mit dem er zu ihr befohlen wurde. Er war ebenso lang als würdevoll, und so gemessen, wie die Standuhr draußen im Flur. Nur konnte man ihm nicht ebenso vertrauen.

Thomas fühlte sich wieder einmahl zwiespältig. Die eine Hälfte seines Ichs bangte dem Zusammentreffen freudig entgegen, die andere sammelte sich belastend in den Rockschößen, als wollte sie den ganzen Menschen zurückbehalten.

Aber das Pflichtgefühl und Verstand nahmen das Wort und taten so, als ob der Gang allein ihretwegen unternommen werden müsse.

Als Thomas an der Kommandantur vorbeikam, lief ihm gerade Hureau in den Weg. Er sah den neugebackenen Leutnant in großer Gala den Gemächern der Prinzessin zuschreiten und machte eine weltverstehende Grimasse.

Mademoiselle de Taubine empfing Thomas von Kiennast im Vorsaal. Sie war die Vorleserin der Prinzessin, ebenso häßlich als klug, denn Pauline liebte es nicht, ständig schöne Frauen um sich zu haben, während sie wenig davon hielt, sich durch Wissen und Geist über andere zu erheben.

Die Vorleserin sah dem Leutnant sehr scharf ins Gesicht, dann wies sie ihm ein Zimmer, in dem er erwartet wurde.

Er trat in eine Finsternis und stand verblüfft still, denn sein Raumsinn sagte ihm, daß dieses Zimmer mit zerbrechlichen Gegenständen angefüllt war, und daß eine ungeschickte Bewegung eine klirrende und krackende Katastrophe herbeiführen konnte.

„Sind Sie es, mein Herr?“ sagte eine sanfte und klagende Stimme, „man muß Sie also holen lassen, damit Sie sich bedanken. Ich frage Sie, ob das schön von Ihnen ist? Was können Sie mir darauf antworten? Sie werden zugeben müssen, daß ich allen Grund habe, ungehalten zu sein. Ich habe Drouot bearbeiten müssen und Cambronne und den Kaiser. Ja, mein Herr, ein Leutnantspatent ist auf Elba ebenso schwer zu erlangen, wie eine ehrliche Kam-

merzofe in Paris. Und sie finden es nicht der Mühe wert, zu mir zu kommen und sich zu bedanken?"

Diese aus der Finsternis kommenden Vorwürfe einer schwermütigen Stimme erweckten in Thomas die Erkenntnis seiner Niederträchtigkeit. Er versuchte gar nicht, sich zu rechtfertigen, seufzte nur und sagte beklommen „Oh!“

„Und ich bin krank, mein Herr,“ fuhr die Prinzessin fort, „ja ich bin krank. Meine Leiden kehren zurück. Haben Sie Mitleid mit mir, ich bitte Sie. Ich bin umsonst aus einem Bad in das andere gereist. Man hat mir alle möglichen abscheulichen Wasser zu trinken gegeben, man hat mich mit tausend Mixturen zu heilen versucht. Mein Gott, ich sehe ein, daß mir nicht zu helfen ist. Meine Blähungen sind wieder da und meine Zehen schwellen an, ich habe ein Jucken an den Hüften. Ich leide, Herr Leutnant, ich bin auf dem Wege mich aufzulösen.“

„Es wird sich gewiß beheben lassen,“ sagte Thomas, „wenn Hoheit einen tüchtigen Arzt befragen.“ Er war ganz außer sich vor Mitleid, und die Blähungen, die Anschwellung und das Jucken erschienen ihm als die verabscheuungswürdigsten aller Krankheiten.

„Was sagen Sie da?“ fuhr es ihm heftig aus der Finsternis entgegen, „es wird sich beheben lassen? Nein . . . es wird sich ganz gewiß niemals beheben lassen. O Gott, ich bin verloren. Und bleiben Sie mir mit Ihren Aerzten vom Leibe. — Diese Menschen langweilen mich nur. Das ist überhaupt auf dieser Insel so. Man atmet Langeweile ein und atmet sie aus, man geht den ganzen Tag in Langeweile herum. Das verschlimmert meine Krankheit so sehr, daß ich an ihr sterben werde. Ich bitte Sie, öffnen Sie die Fensterladen dort drüben und ziehen Sie die Vorhänge zurück.“

Nun hatte sich Thomas schon ein wenig an die Finsternis gewöhnt und nahm ein Ruhebett wahr, auf dem eine Gestalt ausgestreckt lag, und sah auch sonst noch allerlei undeutliche Formen. Aber immerhin war es ein Wagnis, durch all das hindurch einem unbekanntem Ziel zuzusteuern.

Er wagte die Frage nach der Richtung.

„Mehr rechts, mehr rechts, mein Herr“, lenkte die Prinzessin seinen Kurs.

Plötzlich stieß Thomas an ein wackeliges Ding, und gleich darauf gab es einen Schlag und ein Klirren, das ihm mit spitzen Nadeln ins Gehirn stach. Ein köstliches, helles Lachen war wie eine Fortsetzung des Scherbengeklingsels.

„Sie haben etwas zerschlagen, mein Herr . . . ah! ah! Ich glaube, daß Sie etwas zerschlagen haben. Meinen Sie nicht auch? Ich möchte jetzt Ihr Gesicht sehen. Schade, daß ich nicht Ihr Gesicht sehen kann. Das ist mein russisches Teeservice gewesen, was Sie da zerschlagen haben. Ich fordere Rechenschaft von Ihnen, mein Herr. O Gott, oh Gott, ich kann nicht mehr . . . rasch, rasch, beeilen Sie sich, lassen Sie Licht ins Zimmer, damit ich noch Ihr Gesicht sehen kann.“

Thomas stand da auf und ließ das Gelächter der Prinzessin über sich ergehen. Seine Seele lag indessen auf einem glühenden Rost und verwünschte sich und alle Teeservice der Welt. Dann stolperte er mit dem Mut eines Gladiators vorwärts, griff in die Falten eines Vorhanges und riß einen Laden auf . . .

Der helle Tag stürmte in das Zimmer.

Die Prinzessin lag vom Lachen erschöpft auf dem Ruhebett, Thomas lehnte kraftlos am Fenster und auf dem Boden zwischen ihnen befanden sich die Ueberreste des Services. Es mußte einmal sehr

schön gewesen sein, Gold und Blau und mit dem Namenszug Paulinens auf dem Grunde der Schalen. Thomas starrte darauf hin, als habe er unversehens das Himmelsgewölbe zerschlagen. Er verstand nicht, wie Pauline sich über diesen Unfall so belustigen konnte. Immerhin war das ein Glück für ihn, denn eigentlich verdiente er für seine Ungeschicklichkeit, hinausgeworfen zu werden und für ewige Zeiten verbannt zu sein. Das war der Vater Kant in ihm und das schöne deutsche Gefühl der Unwürdigkeit vor so hoher Gnade.

Die Fürstin hatte die Beine angezogen und den Kopf zur Wand gekehrt. Wenn sie nach der anderen Seite hinsah, verfiel sie noch immer in ihr klingendes Lachen. Beruhigen Sie sich, Herr von Kiennast,“ sagte sie endlich, „ich sehe, daß Sie sehr unglücklich sind.“

„Es war wohl ein sehr kostbares Service“, murmelte Thomas.

„Es war ein Geschenk des Zaren. Aus der Zeit seiner Freundschaft mit dem Kaiser. Die Freundschaft ist in die Brüche gegangen, warum nicht auch das Service. Sie haben mich zum Lachen gebracht, mein Herr, ich bin Ihnen dankbar. Ich fühle mich um vieles wohler. Sie sind ein besserer Arzt als der berühmteste Mediziner. Sie müssen immer um mich sein, hören Sie. Ich glaube, ich werde mich mit Ihnen nicht langweilen.“

Die Fürstin setzte sich mit einem Ruck auf und ließ die Beine vom Ruhebett herabgleiten. „Ich fühle mich kräftig genug, um aufzustehen. Es ist sonderbar, wie dieses Lachen mir wohlgetan hat. Mein Kopf ist frei, ich habe die elbanische Langeweile hinausgelacht und meine Zehen sind wieder ganz beweglich. Sehen Sie nur . . .“

Und sie streifte den Samtpartoffel ab. Thomas sah einen bloßen Fuß und die schönsten, ebenmäßigen, gleichgeformten Zehen, die jetzt vor seinen Augen ein entzückendes Spiel aufführten, ein lustiges Aufschwellen wie silberne Fischlein in einem klaren Bach.

Der Gubernialrat von Kiennast aber sprach tief unten im Verstand seines Sohnes: wie ist es möglich, daß eine Anschwellung durch Lachen geheilt wird?

„Wollen Sie mir den Pantoffel anziehen“, sprach die Prinzessin.

Thomas steuerte zwischen dem Kleinkram des Zimmers auf einen bloßen Fuß zu. Er nahm ihn in zwei Finger und fühlte eine süße Wärme bis zum Ellenbogen. Die Hand der Prinzessin lag auf seiner Schulter: „Die Frauen sind Ihnen gut, nicht wahr? Sie haben Erfolge gehabt. Wissen Sie, daß ich heute schon mit einer Frau über Sie gesprochen habe.“

„Die Gräfin Rohan war bei mir und hat sich auf Sie berufen. Sie sind auf dem Schiff ihr Kavalier gewesen. Uebrigens kann ich die Person nicht leiden. Sie drückt sich immer um den Kaiser herum, aber mein Bruder will nichts von ihr wissen. Nun möchte mich die Gräfin zur Brücke machen. Aber daraus wird nichts. Ich verwende mich nur für Leute, die mir zu Gesicht stehen, mein Herr! Diese Person tritt hier auf, als wollte sie mir zeigen, wie man sich anzuziehen hat. Dabei erinnert sie mich an diese schreckliche Frau von Staël, die mein Bruder nicht leiden kann. Und sie hat einen Schnurrbart, die gute Gräfin, den sie nicht einmal mehr verschminken kann. Ich verstehe nicht, wie Sie der Kavalier einer Frau sein konnten, die einen Schnurrbart hat.“

Es klopfte und gleich darauf trat ein Neger ein, der aussah wie aus einem orientalischen Märchen. Er war verwachsen und hatte lange bis zu den Knien herabbaumelnde Arme. Ueber seine Schultern hing

ein Handtuch und in den Händen trug er eine Menge von Fläschchen und Tiegeln, Bürsten, Kämmen und sonderbaren Apparaten, deren Bestimmung nicht sogleich erkennbar war.

Grinsend blieb er an der Türe stehen.

„Ah, Don Juan ist da,“ sagte die Prinzessin, „er kommt, um mich in das Bad zu bringen. Er ist sehr tüchtig in seinem Amt, er schenkt mir nichts. Ich nenne ihn Don Juan. Wie finden Sie das? Ist es nicht ein guter Spaß, dieses Scheusal Don Juan zu nennen? Man hat mir zu diesem Scherz gratuliert. Man findet, daß das sehr geistreich ist.“

Don Juan grinste, und Thomas wurde davon angesteckt. Er spürte, wie das Negergrinsen auch auf seine Lippen trat. Man erwartete seine Aeußerung.

„Oh,“ sagte er mit einem Gefühl, als ob ihm die Haut über die Ohren gezogen würde, „es ist ungemcin geistreich.“

„Ich danke Ihnen! Gehen Sie jetzt, Herr von Kiennast. Sehen Sie nur, wie Don Juan schon die Augen roßt. Er wird ungeduldig — ich muß ins Bad. Ja — noch Eines. Machen sie einen Besuch bei Madame Mère. Ich habe ihr von unserem Abenteuer erzählt, und sie wünscht, Sie kennen zu lernen, um Ihnen zu danken, daß Sie mich vor diesem Bauernlummel gerettet haben. Gehen Sie gleich zu ihr. Und morgen erwarte ich Sie zur selben Stunde. Guten Tag, mein Herr.“

Sie erhob sich, ging leicht wie auf Katzenpfoten durch das Zimmer, faßte Don Juan an den Schultern, drehte ihn um und stieß ihn mit kleinen Püffen in den krummen Rücken vor sich her bei der Tür hinaus.

Thomas verließ das Munizipalitätsgebäude mit einer großen Wirrnis in Kopf und Herzen. Es war in ihm wie im Maqui: Dorngeranke, stachelige, lederhafte Blätter und purpurrote, brennende Blüten durcheinander. Er ging zur Madame Mère. Selbstverständlich: die Prinzessin hatte ihn ja hingeschickt. —

Vor ihm hatte die Gräfin Rohan denselben Weg genommen. Sie war klug genug, zu bemerken, daß ihr die Laune der Prinzessin nicht günstig war, und dachte, sich noch eine bessere Bundesgenossin zu werben.

Aber sie hatte auch bei Madame Mère kein Glück. Lätizia Bonaparte besaß Scharfblick und Menschenkenntnis und wußte nach den ersten fünfzehn Worten, worum es ihrem Gast zu tun war. Und als die Gräfin ihre unbegrenzte Verehrung und Bereitwilligkeit zu jedem Dienst allzu beflissen beteuerte, wies Lätizia auf einen Haufen von Strickereien und Spitzen, der auf dem runden Tisch ihres Wohnzimmers lag.

„Ich freue mich sehr,“ sagte sie, „Damen zu finden, die so viel guten Willen haben. Sie kommen gerade recht, um sich an einem Akt der Wohltätigkeit zu beteiligen. Sehen Sie diese Menge von Handarbeiten. Wir kaufen sie von den armen Frauen dieser Insel und verkaufen sie wieder an reiche und gute Menschen. Der Erlös kommt dann den Frauen und Kindern der Offiziere, die in den Schlachten meines Sohnes gefallen sind, zu gute. Dieser König von Frankreich hat nur Geld für seine Jesuiten, aber nicht für die Angehörigen der Männer, die den französischen Namen über den aller anderen Nationen gehoben haben. Unsere Wohltätigkeit beschämt zugleich die Feinde meines Sohnes. Wählen Sie, Gräfin, Sie finden ganz ausgezeichnete Arbeiten darunter. Das Stück kostet fünfzig Franken.“

Und die Gräfin Rohan, die gekommen war, um einen Weg zu ihren Silberminen im Neapolitanischen

zu finden, sah sich zu einem ganzen Berg weiblicher Handarbeiten und zu einer Wohltätigkeit gedrängt, an der ihr Herz keineswegs einen Anteil nahm. Ihre angeborene und wesensechte Kratzbürstigkeit wollte die Hüllen der guten Lebensart durchbrechen. Aber dann goß sie rasch den Sirup kluger Liebenswürdigkeit über ihren Grimm; denn sie hatte eine Wendung gefunden, die zu ihren Zwecken zurückführte.

Nachdem sie zehn Stück Spitzen gewählt hatte, sagte sie: „Ich bedauere, kaiserliche Hoheit, mich nicht in reichlichem Maß an Ihrer schönen Aktion beteiligen zu können.“

„Ah, fünfhundert Franken sind ein schöner Beitrag,“ erwiderte Madame Lätizia.

„Sie müssen meinen Willen für mehr nehmen. Aber meine Mittel sind beschränkt. Ich stehe im Prozeß wegen meiner Güter im Neapolitanischen. Ich habe Silberminen, aber diese niederträchtigen Engländer haben sie mir weggenommen.“

„Sie haben überall ihre Hände im Spiel, diese Engländer, es ist wahr“, nickte die hohe Frau, „beten Sie zu Gott, Frau Gräfin, daß er Ihnen beisteht. Er herrscht im Himmel und England auf der Erde.“

Das war ein Schlußakt, so groß wie ein Feldstein und selbst für die Kühnheit einer Gräfin Rohan nicht zu übersehen. Als sie hinausging, dachte sie, daß fünfhundert Franken für eine Anweisung auf die Hilfe Gottes etwas viel sei.

Rosa Mellini, die hübsche Gesellschafterin der Dame Mère, lachte hinter ihr drein: „Sie hat das Kinn fest in die Höhe gezogen, aber sie hat es doch nicht verhindern können, daß ihr Gesicht etwas lang geworden ist.“

Lätizias noch immer blanke Augen funkelten vergnügt: „Sie soll dafür bezahlen, daß sie glaubt, meinen Sohn durch mich für ihre Silberminen interessieren zu können.“

„Fünfzig Franken ist viel Geld für eine Spitze, die wir für zehn Franken gekauft haben und die fünf wert ist.“

„Es macht nichts. Wir verdienen vierzig Franken. Zwanzig geben wir den Witwen und Waisen und zwanzig legen wir in unsere Kasse. Napoleon hat mir immer wegen meiner Sparsamkeit Vorwürfe gemacht; es ist wahr, die anderen haben ihr Geld durchgebracht, solange sie welches hatten. Ich glaube immer, er wird mein Geld noch einmal brauchen können.“

Im Vorzimmer traf die Gräfin Rohan den Lieutenant Thomas von Kiennast. Sie rauschte fregattenhaft auf ihn zu und gab ihm eine Breitscite: „Gehen Sie nur hinein, wenn Sie Lust haben, Ihre ersten drei Monatsgagen in Spitzen anzulegen, die Sie höchstens einer Kammerfrau schenken können.“

Aber Thomas wurde ein ganz anderer Empfang zuteil. Der alte Diener Colonna, der noch immer aussah wie ein korsikanischer Bandit, hatte ihn angemeldet, und Madame Mère sah ihm mit wohlwollenden Augen entgegen.

„Sie haben sich sehr heldenhaft betragen, mein Herr,“ sagte sie, „Ihre Beförderung ist wohl verdient. Paulette hat mir von Ihnen erzählt. Lassen Sie sich ansehen. Sie gefallen mir.“

Madame Lätizia war einst die schönste Frau Korsikas gewesen. Ein Abglanz davon lag noch auf der weißen Stirne und schimmerte um den feinen Mund, der jetzt die schönen Zälne sehen ließ und deren elfenbeinerne Praecht Pauline und Napoleon von ihr geerbt hatten. Thomas sah in ihr eine weniger gefährliche Spielart der Fürstin Borghese, in einer logisch unkontrollierbaren Umkehrung des

Verhältnisses von Mutter und Tochter, da ihm Pauline Ursprung und Quelle aller Dinge dieser Welt war.

Ihr Lob gab ihm einen gewaltigen Auftrieb. Er dachte an den Marschallstab in seinem Tornister. Und sogleich zog ihn ein unbegrenztes Vertrauen zu dieser Frau, deren Einfachheit sich über den Glanz eines Kaiserreichs hinweg bürgerliche Würde bewahrt hatte.

„Ich habe eben jemanden hier gehabt, der so hinterhältig und heuchlerisch war, daß ich mich freue, ein offenes Gesicht zu sehen“, sagte Lätizia.

„Sie müssen mir von sich erzählen.“

Rosa Mellini sah mit nicht geringem Erstaunen, die kaiserliche Frau, die sonst gegen jedermann zurückhaltend war und manchmal so kalt wie ein Eiszapfen sein konnte, lebhaft und wohlwollend sich dem jungen Mann entgegenbrachte. Auch Rosa Mellini gefiel der junge Mensch mit dem Kindergesicht. Sie wünschte, Madame Mère möchte sie sitzen lassen und nicht mit irgend einem Auftrag zum Aufstehen zwingen. Man sagte ihr nämlich nach, daß ihre Beine etwas kurz geraten seien, und da sie zu ihrem Schmerz den Göttern nicht ganz unrecht geben konnte, zog sie es vor, sitzen zu bleiben, wenn sie auf jemanden Eindruck machen wollte.

Thomas fühlte sich von so viel Huld umhüllt, daß er seine Befangenheit fast ganz verlor. Er begann von Prag zu sprechen, von dem seligen Herrn Gubernialrat und der Mama, die aus einer alten Emigrantenfamilie stammte, so daß Frankreich die Heimat seiner Seele geworden war. Dann erzählte er von den Jahren auf der Militärschule und daß er dazu bestimmt gewesen war, Offizier zu werden. Aber die politischen Ereignisse hatten sich so gestaltet, daß er den Degen hätte gegen Napoleon ziehen müssen. Das war ihm aber unmöglich gewesen. Ebenso unmöglich aber war es dem Sohne des Herrn Gubernialrates von Kiennast, seine Waffen für den erwählten Kaiser seines Herzens einzusetzen. Und so war also die Laufbahn aus dem Militärischen in das Bürgerliche abgeschwenkt. Die Pforten der Gesetzeskunde hatten sich vor dem nicht allzu Beflissenen aufgetan. Als dann aber der Herr Gubernialrat nach Gottes unerforschlichem Rat-schluß der himmlischen Registratur einverleibt worden war und als man ihn gebührend betrauert hatte, da hatte die Mama ihren Sohn gerufen und hatte ihm gesagt — natürlich in französischer Sprache —: „Mein lieber Thomas, unser teurer Vater ist nicht mehr. Du bist frei und hast weiter keine Rücksicht darauf zu nehmen, daß er Titel und Charakter eines Gubernialrates hatte und demnächst vielleicht Präsident geworden wäre, was durch eine unliebsame Aufführung Deinerseits hätte verhindert werden können. Handle also nach Deinem Herzen und, wenn es Dich noch immer so drängt, unserem Kaiser zu dienen, so ziehe hin mit meinem Segen und mit so viel Reisegeld, als ich Dir zur Verfügung stellen kann.“

Madame Lätizia war von der Erzählung des jungen Mannes sichtlich bewegt: „Eine vortreffliche Frau . . . Ihre Mutter“, sagte sie, „wenn Sie wieder nach Hause schreiben, so grüßen Sie von Madame Bonaparte.“

Ein großer Glanz senkte sich auf Thomas herab.

„Sie lieben meinen Napolione“, fuhr sie fort, „ich danke Ihnen. Ich liebe alle Menschen, die meinem Sohn ergeben sind. Ich bin seine Mutter, mein Herr, und ich bin stolz darauf, ebenso sehr, daß mein Sohn so viele Feinde hat, die ihn hassen, als auf seine Freunde, die für ihn in den Tod zu gehen bereit sind.“

„Er ist ein Genie, ein zweiter Alexander, ein Gott“, sagte Thomas mit einem plötzlichen Anfall prachtvoller Begeisterung. Sein Kindergesicht vermännlichte sich.

„Oh“, lachte Madame Lätizia glücklich, es gibt Leute, die ihn den korsikanischen Menschenfresser nennen. Und seine eigene Frau . . . ah, diese Maria Luise. Sie hat ihren Gemahl verlassen, einen Menschen, wie meinen Napolione. Ich bin froh, daß sie fort ist, diese dumme und eitle Person, die nie begriffen hat, wer ihr Gatte — aber er ist betrübt darüber. Er hofft noch immer, daß sie zurückkehren wird. Ich will ihm nicht diese Hoffnung nehmen, aber ich weiß, daß er sie nicht mehr zu sehen bekommen wird.“

Thomas kannte Maria Luise nicht, aber er verachtete sie von diesem Augenblick an.

„Man hat sie wieder heimberufen, so wie man sie seinerzeit dem Kaiser überlassen hat. Leihweise, möchte man sagen, mein Herr, was Sie sehr lächerlich finden werden. Sie brauchen es nicht bei sich zu behalten, Sie können es weiter erzählen. Als der Kaiser von Oesterreich seine Tochter mit meinem Sohne vermählen wollte, sandte er eine ganze Kiste mit Dokumenten, durch die bewiesen war, daß Napoleon ein Abkömmling des Geschlechtes der Herzoge von Florenz sei. Nun, Sie können sich denken, daß mein Sohn keinen Gebrauch davon gemacht hat. Er antwortete, er sei Napoleon Bonaparte und der Sohn eines Advokaten aus Ajaccio. Es war eine gute Antwort. Nun, lachen Sie doch, mein Herr.“

Aber Thomas lachte nicht, sondern war entrüstet.

„Ich habe keine Freude gehabt, als Napoleon Josephine zur Frau nahm. Aber nun sehe ich, sie war sein guter Engel, Maria Luise sein böser Dämon. Ich würde gar nicht von ihr sprechen, — wenn sie nicht den König von Rom geboren hätte.“

„Ah — der König von Rom“, sagte Thomas glückstrahlend.

„Wollen Sie sein Bild sehen?“ fragte die Großmutter, „ach, ich bitte Sie, Mademoiselle Rosa, es liegt drüben im Wäschekasten. Wollen Sie es uns nicht holen . . .!“

Rosa Mellini, die Sitzschönheit, erhob sich beklommen und wackelte auf ihren kurzen Dackelbeinchen durch das Zimmer. Aber Thomas sah gar nicht nach ihr hin. Er war von der Mutter seines Kaisers so entzückt, so hingerissen, daß seine Blicke ganz von ihr gebannt waren. Ihre Vertraulichkeit strahlte auf ihn herab und erweckte in seinem Kopf ein ganzes Maikäferheer von Gedanken. Heiliger Johannes von Nepomuk, es war ja, als gehöre man zur Familie! Es war kein Zweifel, daß er zu großen Dingen bestimmt wurde.

Rosa brachte ein kleines Medaillon, legte es in die Hand ihrer Herrin und wackelte sogleich wieder hinter den Tisch.

„Sehen Sie nur“, sagte Madame Mère, „ist er nicht allerliebste?“

Die Porzellanmalerei des Medaillons zeigte den König von Rom mit zwei Lämmern. Während er auf dem einen reitend saß, schmückte er das andere mit bunten Bändern.

„Die Stadt Paris hat dem König diese beiden Lämmer geschenkt. Ich habe die Pariser im Verdacht, daß dieses Geschenk seine symbolische Bedeutung hat. Sie haben vielleicht sagen wollen, der Kaiser solle an seinem Sohn vor allem die Sanftmut und Friedfertigkeit entwickeln, er möge ihm den Sinn eines ruhigen Bürgers geben, nicht die unbändige Kampflust und Ruhmbegier, die ihn selbst in den Krieg getrieben haben. Das ist sehr hübsch ausgedacht, aber es ist, als wollte man dem Löwen

befehlen, künftighin nur mehr Brot zu fressen.“

„Oder ihm das Brüllen zu verbieten . . .“, ergänzte Thomas mit blitzenden Augen.

„Selr wichtig, mein Herr,“ ergänzte Madame Lätizia, „das Brüllen verbieten. Nun, sehen Sie dieses Kind nur an. Es war Gottes Wille, daß es dem Kaiser durch diese Marie Luise geschenkt werden sollte. Aber sie hat es nicht verdient, gewiß nicht. Geben Sie mir die Hand, mein Herr, Sie sind ein braver Bursche, Sie haben dem Kaiser geschworen. Ihr Schwur erstreckt sich auch auf die Treue gegen dieses Kind. Man sagt, daß ein Pariser Straßengejunge bei der Nachricht von der Geburt des Königs laut auf der Straße gerufen habe: „Diesen König von Rom werden wir in ein paar Jahren als Bettelstudenten bei uns haben? Nun, dies wird nicht geschehen, solange es Männer gibt, wie Sie, nicht wahr?“

Da wurde es Thomas ganz feierlich zumute und er reckte sich zu einem Gelöbniß auf: „Gewiß nicht, ich werde über sein Schicksal wachen.“

Lätizia lächelte sehr fein und klug. Dann sagte sie: „Gehen Sie mit Gott, mein Herr. Ich wünsche Sie wieder zu sehen.“

Schon war Thomas der Türe nahe, als seine mütterliche Freundin noch einmal das Wort an ihn richtete: „Noch Eines! Ich glaube, Paulette hat begonnen, sich für Sie zu interessieren. Ich möchte nicht, daß Sie zu Schaden kommen. Nehmen Sie sich in acht. Sie hat zwei Fehler, meine gute Paulette. Sie kann durchaus nicht sparen und wirft das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinaus. Ich sage ihr immer, daß sie ihre Tage noch im Armenhaus beschließen wird. Und dann — das andere . . . mein Gott, sie ist wie ein Kind. Sie will alles haben, was ihr gefällt. Ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in acht. Wenn Sie einen Rat brauchen, dann kommen Sie zu mir.“

Da war Thomas freilich ein wenig verblüfft und stand wie ein hölzerner Heiliger unter der Dachtraufe. Er fand durchaus keine Deutung für die Worte Lätizias, und es ging ihm, wie immer, wenn sich ihm irgendwo eine schwer zu beantwortende Frage öffnete, daß sich sein ganzes Wesen auf diese Leere stürzte. Da er aber inzwischen, auf einen letzten Eindruck von der Außenwelt hin, auf das Nicken der Entlassung von Madame Mère, sich zurückziehen begonnen hatte, — wie es sich gehört, mit dem Rücken nach der Türe — geschah etwas ganz Fürchterliches. Die Mächte des Zufalles lieben es, in solchen Augenblicken hoher Spannung, in denen unsere Seelen sehr ernst und drangvoll sind, eine kleine Bosheit zu begen und der Situation das Schweineschwänzchen einer Lächerlichkeit anzufügen. Es geschah, daß der Degen, dessen ungewohntes Baumeln der neue Leutnant noch manchmal störend empfand, dem Rückwärtsschreitenden zwischen die Beine geriet und daß dieser nach einem kleinen Luftsprung auf den Knien lag.

Er blieb auch noch einen Moment da, in einem maßlosen Erstaunen, als sei er aus dem Mond gefallen. Und er hörte, wie Rosa Mellini, ganz gegen allen Takt, vor Lachen schrie. Sie legte sich gar keine Zurückhaltung auf, einem Menschen gegenüber, der sie nicht ein einziges Mal angesehen hatte. Aber Madame Mère lächelte bloß.

„Ach du mein Gott,“ sagte sie, „stehen Sie auf und wenden Sie mir ruhig den Rücken. Machen Sie keine Umstände. Ich spiele nicht Prinzessin, wie meine Tochter. Sie sollen sich nicht der dummen Etikette halber erschlagen.“

Dann stand Thomas im Vorzimmer, und der Bandit Colonna geleitete ihn hinaus.

„Oh Tag der Ungeschicklichkeiten,“ dachte Thomas auf der Gasse, „aber es scheint den Frauen dieser erhabenen Familie eigentümlich, nichts übel zu nehmen. Immerhin, wir wollen uns hüten, Thomas, künftigt durch finstere Zimmer zu gehen, in denen Tischchen und Teeservicen aufgestellt sind, und besonders davor, in Augenblicken, in denen uns der Degen zwischen die Beine kommen könnte, an andere Dinge zu denken. Wir wollen überhaupt nicht so viel denken, nicht wahr Thomas? Das ist eine lästige deutsche Gewohnheit, die wir aufgeben müssen. Und wir wollen den Anfang damit machen, den Worten meiner kaiserlichen Mutter nicht weiter nachzusinnen.“

Während dieses hier nur angedeuteten Selbstgesprächs hatte Thomas das Haus des Notars Ballian erreicht, schritt durch Hof und Garten mit einem kurzen Gruß an Fräulein Carlotta vorbei und begab sich auf sein Arbeitszimmer, wo das helle Meer durch die Fenster grüßte.

Und er schrieb einen Brief an Mama, die verwitwete Frau Gubernialrätin in Prag, in dem er die Grüße der Mutter Napoleons bestellte.

Selbstverständlich schrieb er den Brief in französischer Sprache.

(Fortsetzung folgt.)

## Etwas zum Lachen

In den Alpen. Sie: „Sag liebes Männchen, was ist dort unten das, der breite Streifen, der sich durch die Landschaft zieht.“ — Er: „Das ist wahrscheinlich unsere Hotelrechnung.“

Hoch modern. „Wozu haben Sie hier einen Fesselballon?“ „Nu, wenn hochanständige Herrschaften kommen, schreit er durch's Sprachrohr herunter. Dann wird der Kaffee aufgewärmt.“

Französischer Witz. Doch einer, der's verdient hat. Auf der Ordensliste prangt der Name eines Porzellanhändlers. „Na, weißtens einer,“ sagt ein Leser der Liste befriedigt, „der das Kreuz wohl verdient hat.“ „Aber wieso?“ Na gewiß doch! Das Porzellan wird nur dekoriert, wenn es uns Feuer kommt!“

Das Leumundszeugnis. Studiosus Bummel (in Gegenwart seines Onkels zu seiner Wirtin): „Frau Müller, meinem Onkel ist Ungünstiges über meinen Lebenswandel mitgeteilt worden. Bitte, äußern Sie sich mal: Hat mich jemals einer von den Nachbarn betrunken nachhause kommen sehen?“

Druckfehler. Die beiden Leute konnten sich nicht näher kommen, obwohl sie nun schon drei Jahre an einem Fische aßen.

(Lies das Tischchen.)

Aus einer Theaterrezension. „. . . Das Lustspiel fand eine geteilte Aufnahme. Die Einen waren ganz weg vor Entzücken, und die Andern ganz entzückt, als sie wegwaren.“

Unnötige Besorgnis. Hausfrau (zum Milchhändler): „Man muß mit dem Gebrauch roher Milch jetzt sehr vorsichtig sein; sie soll immer Bakterien enthalten.“

„Bei unserer Milch können Sie aber ganz unbesorgt sein! Wir benutzen immer nur abgekochtes Wasser!“

Frost. Heiratskandidat: „Das Fräulein, das Sie mir vorgestellt haben, hat ja eine rote Nase?“ — Vermittler: „Ach was! Das ist ja nur konzentrierte Schamröte!“